Die Ritter vom Landsknecht

vom

Marq. von Foudras

und

Xavier von Montépin.

Deutsch

von

H. Bertholdi.

Siebenter Theil.

Grimma und Leipzig,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1852.

Die Ritter vom Landsknecht.

Siebenter Theil.

Die Kanonissin.

Als d'Entragues die Thür des Cabinets öffnete, in welches er Clovis eingeschlossen hatte, fand er diesen vollkommen nüchtern, etwas erstaunt, aber keineswegs unruhig.

„Ein Abend, der gut angefangen, aber etwas drollig geendet hat!" das waren die ersten Worte des Musikers.

„Als ich Dir sagte, daß Du Dummheiten machen würdest, hatte ich Unrecht?" fragte d'Entragues mit affectirtem Verdruß.

„Was nennst Du Dummheiten?" fragte Clovis. „Findest Du es etwa zufällig unrecht, das ich diesen alten Schwachkopf ohrfeigte, der mich einen Lügner und Narren schalt?"

„Ich sage das nicht," antwortete d'Entragues; „aber was hattest Du nöthig, in seiner Gegenwart von Perdita in diesem Augenblicke zu sprechen?"

„Weshalb machtest Du mir kein Zeichen zum Schweigen?“

„Ich machte Dir alle nur erdenklichen Zeichen... ich hätte einen Telegraphen in Bewegung setzen müssen, denn Du sahest und begriffest nichts.“

„Möglich; aber, um zum Ende zu kommen, was soll geschehen, und was hast Du mit diesem Herrn abgemacht?“

„Ich versuchte die Sache beizulegen.“

„Ist es Dir gelungen?“

„Nein. Ich wollte, daß Ihr Euch gegenseitig Entschuldigungen machen solltet, denn ihr hattet Beide Unrecht, aber er war nicht dahin zu bringen. Er bestand durchaus darauf, sich zu schlagen.“

„Desto besser: man wird sich schlagen . . . wann und wo soll die Sache abgewickelt werden?“

„Das wird auf uns ankommen!“

„Das ist mir, Pardieu! sehr egal: Tag, Ort Stunde und Waffe sind mir durchaus gleichgiltig.“

„Weißt Du Dich irgend einer Waffe zu bedienen?“

„Eine sonderbare Frage, da ich Fechtmeister gewesen bin!“

„Ich errinnere mich jetzt . . . Du sagtest mir dies am Platz Ventadour, aber ich hatte es vollkommen vergessen. Da wir die zuerst Beleidigten sind, so haben wir dadurch das Recht der Wahl der Waffen und ich würde den Degen wählen.“

„Meinetwegen! Ich schieße auch vortrefflich mit dem Pistol und würde selbst mit der Kanone umzugehen gelernt haben, wenn ich Gelegenheit dazu gehabt hätte.“

„Kennst Du Jemanden, der Dir zugleich mit mir als Zeuge dienen könnte?“

„Ich kenne sehr viel Volks, aber das sind Schauspieler, Künstler, aber alle sehr wenig kriegerischer Natur.“

„Willst Du Dich auf mich verlassen und einen meiner Freunde annehmen?“

„Weshalb sollte ich mich, zum Teufel, nicht auf Dich verlassen?“

„Morgen um zehn Uhr werde ich bei dem General Carol sein.“

„Ach! dieser Herr heißt Carol und ist General... das wird mir ein Vergnügen sein.“

„Hast Du seit langer Zeit kein Rappier in der Hand gehabt?“

„Seit ungefähr zwei Jahren nicht mehr.“

„Dann mußt Du die Hand wieder gewöhnen, und wenn Du willst, wollen wir einen Gang zusammen machen.“

„Ah, es wird noch vollkommen gut gehen.“

Georg führte Clovis in sein Schlafzimmer, ließ ihn ein Paar Pantoffeln mit sehr weichen Sohlen anziehen, um nicht zu viel Lärmen im Hause zu machen,

und nahm zwei Rappiere von der Wand, und die beiden Freunde stellten sich beim Schein der Kerzen, die auf dem Kamin standen, gegeneinander auf.

Georg war selbst ein leidlicher Fechter und es bedurfte nur weniger Augenblicke, um ihn zu überzeugen, daß Clovis, obwohl seit zwei Jahren etwas aus der Uebung gekommen, das Rappier mit der Virtuosität des Meisters führte.

Zufrieden mit dieser Entdeckung und den Resultaten, welche sie ihm versprach, legte er die Waffen nieder und sagte zu seinem Freunde:

„Genug für jetzt; wir riskiren, bei diesem Lichte uns die Spitzen unsrer Rappiere in die Augen zu stoßen. Sei um sechs Uhr morgen hier, wir wollen uns dann noch zwei Stunden üben.“

„Gut!“

„Apropos! Hast Du eine Wohnung?“

„Für den Augenblick nicht.“

„Wo willst Du diese Nacht schlafen?“

„Ich weiß es noch nicht... die Vorsehung wird dafür sorgen.“

„Dann will ich die Rolle der Vorsehung übernehmen. Hier hast Du Geld.“

Georg legte etwa zehn Napoleons in die Hand seines Freundes und sagte:

„Wenn diese verdrießliche Geschichte abgemacht sein wird, werde ich Dir Geld leihen, um Dir wieder ein

Mobiliar anzuschaffen, denn ich vermuthe, daß man das Deinige verkauft haben wird, bevor man Dich nach Clichy einlogirte; auch werde ich mich bemühen, Dir Beschäftigung als Fechtmeister zu verschaffen, was Dir wahrscheinlich angenehmer sein wird, als als Musiklehrer mit der Marke zu laufen."

„Im Namen eines kleinen, guten Menschen!" rief Clovis freudig-bewegt; „man kann sagen, daß Du die Perle der wahren Freunde bist, das non plus ultra der guten Kinder."

D'Entragues, sehr zufrieden mit seinem Tage, entließ jetzt seinen Freund und schickte sich an, vor dem Schlafengehen noch einige Briefe zu schreiben, als man ihm meldete, das Frau von Boisjal ihn zu sprechen wünsche.

Unsere Leser werden sich erinnern, daß die Kanonissin, außerordentlich leidend, seit ihrer Ankunft in Paris das Bett nicht wieder verlassen hatte.

In dem Augenblicke, wo Georg in ihr Zimmer trat, saß die Kanonissin, gestützt durch mehrere Kissen, fast aufrecht in ihrem Bett.

Die Lampe auf dem Nachttische erhellte den Alkoven und gestattete ihm, die abgemagerten Züge und die leichenhafte Blässe seiner Tante zu erkennen.

Beim Anblick ihres Neffen schwebte ein mattes Lächeln um die farblosen Lippen der guten Kanonissin;

sie streckte Georg ihre Hand entgegen und gab ihm ein Zeichen, sich an die Seite ihres Bettes zu setzen.

„Mein lieber Neffe," sagte sie mit anfänglich schwacher, aber allmälig ihren gewöhnlichen Klang annehmender Stimme, „ich ließ Sie bitten, zu mir zu kommen, um Ihnen einen soeben gefaßten Entschluß mitzutheilen."

„Sprechen Sie, theure Tante; ich habe nicht nöthig, Ihnen zu sagen, daß ich mit ganzer Aufmerksamkeit zuhören werde."

„Ich fühle, mein Freund," fuhr die Kanonissin fort, „ich fühle, daß ich sterben werde. . ."

„Was sagen Sie, theure Tante?" unterbrach sie lebhaft Georg.

„Die Wahrheit," antwortete Madame de Boisjal mit sanftem und melancholischem Lächeln. „Ich fühle, daß ich nur noch auf sehr wenige Tage oder Stunden zu rechnen habe; ich fühle, daß das Leben sich allmälig zurückzieht. . ."

„Welche unheimlichen Gedanken," rief d'Entragues. „Glücklicher Weise werden diese düstern Ahnungen nicht in Erfüllung gehen."

Die Kanonissin drückte ihrem Neffen die Hand und fuhr fort:

„Eine große Freude hätte vielleicht meine Kräfte noch für eine kurze Zeit wieder beleben können: Ihre Vermählung mit Esther von Choisy würde mir diese

Freude bereitet haben. Die Nichtrealisation meiner Wünsche hat mir einen tödlichen Schlag versetzt. Ich werde gehen ... Nichts wird die Stunde meiner Auflösung weiter hinauszuschieben vermögen."

„O, meine Tante ..."

„Ich täusche mich nicht ... ich werde sterben und in diesem letzten Augenblicke habe ich nur noch einen einzigen Wunsch,"

„Einen Wunsch ..." murmelte Georg.

„Ich will, bevor ich diese Erde verlasse, mein kleines Schloß Lussac wiedersehen, noch einmal die schönen Ebenen der Normandie mit meinen Blicken überfliegen; ich will den ewigen Schlummer unter einem einfachen weißen Stein und unter dem Rasen meines ländlichen Kirchhofes schlafen. Hier werden wenigstens im Frühlinge die Veilchen auf meinem Grabe duften, und ich werde in der Nacht, wo ich erwache, den süßen Gesang der Vögel vernehmen ... Ich mag nicht auf Euerem Père-Lachaise, in der unvermeidlichen Nachbarschaft so vieler Schurken und Schufte ruhen. Ich bitte Sie, scherzen Sie nicht darüber, mein lieber Neffe; es ist eine Schwäche, ich weiß es, aber, wenn Sie wollen, eine letzte!"

Ein anhaltendes Schweigen folgte diesen Worten. Die Kanonissin schwieg aus Ermattung, Georg schien träumerisch und betrübt.

„Sie wollen abreisen?“ fragte er endlich.

„Ja!“

„Wann?“

„Sobald als möglich. Ich habe keine Zeit zu verlieren und werde mich morgen auf den Weg machen.“

„Aber wird Ihnen diese Reise in dem Zustand von Schwäche, in dem Sie sich jetzt befinden, nicht verhängnißvoll werden?“

„Jetzt, mein lieber Neffe, kann für mich nur das Zögern verhängnißvoll werden . . .“

„Haben Sie mit Ihrem Arzt über Ihren Entschluß gesprochen?“

„Ja, heute Morgen.“

„Und was sagt er?“

„Er mißbilligt ihn, wie Sie.“

„Sie sehen also . . .“

„Vom Standpunkt der Wissenschaft aus, haben Sie und der Doctor Recht, das weiß ich recht wohl. Aber wenn einer Lampe das Oel fehlt, so muß sie verlöschen. Ist es nicht besser, einige Stunden früher zu sterben, aber diese Stunden glücklich zu verleben?“

„Es wird geschehen, was Sie wünschen, theuerste Tante.“

„Dann geben Sie die nöthigen Befehle, daß für morgen Mittag Alles zu meiner Abreise bereit ist.“

„Diese Befehle sollen gegeben werden.“

„Dank, liebes Kind. Diese Nacht werde ich, Dank Ihnen, ruhig schlafen.“

Georg zog sich, mit wirklicher Traurigkeit im Herzen, zurück. Madame von Boisjal war das einzige Wesen auf der Welt, für welches er eine Art von Zuneigung empfunden hatte, und wir nehmen es auf uns, zu behaupten, daß er den Tod der Kanonissin nicht wünschte, obwohl er durch die Beerbung derselben in den Besitz eines nicht unbedeutenden Vermögens gelangte.

Als Georg in sein Zimmer zurückgekehrt war, schrieb er sogleich an den Grafen Abel und ersuchte ihn, sich am Morgen präcis um neun Uhr bei ihm einzufinden. Er sandte diesen Brief durch seinen Diener an die Adresse und legte sich nicht eher zu Bett, als bis er die zusagende Antwort des Grafen Abel erhalten hatte. Dann gab er Befehl, den Wagen der Madame von Boisjal in Stand zu setzen und zum nächsten Mittag Postpferde zu bestellen.

Um sechs Uhr am andern Morgen langte Clovis Bisbille bei d'Entragues an. Die Aussicht auf sein Duell hat ihn nicht im Schlummer gestört. Er war frisch und aufgelegt, und hatte sich außerdem, mit dem von d'Entragues erhaltenen Gelde, bei seinem alten Bekann=

ten, dem Trödler Perrot, einen neuen und ziemlich eleganten Anzug verschafft.

Die beiden Freunde versuchten noch eine paar Gänge und Clovis setzte seinen Schulkameraden in noch höherem Grade, als am vorigen Abend, durch die Sicherheit seines Blicks, die Zuverlässigkeit seiner Faust, und die Gewandtheit seiner Ausfälle in Erstaunen.

„Weißt Du, daß es kein Spaß ist, sich mit Dir zu schlagen?“ sagte endlich d'Entragues, erschöpft sein Rappier niederlegend. „Ich glaube, auf mein Ehrenwort, daß Du Dich mit Grisier selbst messen kannst.“

„Ah bah!“ antwortete Clovis, „das beweis't nichts: man hat mehr als einmal gesehen, daß Fechtmeister durch Neulinge, die kaum drei Schritte im Fechtsaal gemacht hatten, wie Lerchen aufgespießt wurden. Mit Gottes Hilfe wird es sich morgen zeigen.“

Um neun Uhr fand sich der Graf Abel, dem Briefe Georgs gemäß, ein und um zehn Uhr schellten die beiden Landsknechtritter an der Thür der Wohnung des Generals Carol.

Sie fanden bei diesem zwei hohe Exoffiziere, graubärtig, wie er selbst, und wurden mit der kalten und ceremoniösen Höflichkeit empfangen, welche bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich beobachtet wird.

„Wollen Sie sich mit diesen Herren hier besprechen?“ sagte der General Carol zum Grafen d'Entragues, auf

seine Secundanten zeigend; „Alles, was sie thun werden, wird im Voraus von mir gutgeheißen sein."

Dann verließ der Baron Carol den Salon, in welchem die Conferenz stattfinden sollte.

Sie währte nicht lange. Die Freunde des Generals, alte, strenge, im Ehrenpunkt sehr krittliche Soldaten, wollten von keinem Arrangement hören.

Es blieben also nur Ort und Stunde des Duells und die Wahl der Waffen zu besprechen.

Es wurde festgesetzt, daß am andern Morgen, um acht Uhr, die beiden Parteien sich an der Porte Maillot, diesem classischen Orte für Verliebte und Duellanten, treffen sollten.

Man wählte den Degen und der Baron D**, einer der Secundanten des Generals, übernahm es, einen Wundarzt mitzubringen.

Fünf Minuten später stattete d'Entragues Clovis einen Bericht über den Verlauf dieser Berathung ab, und der Letztere verließ seinen Freund, um einige Stunden in einem der ersten Fechtsäle von Paris zuzubringen, um seiner Hand die alte Uebung wieder zu verschaffen.

Um Mittag reis'te die Kanonissin ab und ihr Neffe sagte, ihr zum letzten Mal die Hand drückend, zu ihr:

„Vielleicht, meine theure Tante, sehen wir uns in Lussac früher wieder, als Sie denken."

Die Duells.

Der nächste Tag war ein Sonntag.

Es war kalt, aber der wolkenreine Himmel versprach einen prachtvollen Tag.

Paris erwachte. Hier und da vollendeten die Straßenkehrer die Morgentoilette der Boulevards, und einige vom letzten Balle der Oper verspätete Masken entschlüpften den benachbarten Café's und Restaurants, um sich mit ihren übernächtigen Gesichtern, ihren zerstörten Costüms und ihren staubigen Füßen, aus vollem Halse das monotone Geschrei des Pariser Carnevals wiederholend: „Ohe! Ohe!" nach Hause zu begeben.

Zwei Wagen, eine Berline und ein Coupé, fuhren, einander folgend, in scharfem Trabe die große Allee der Eliseischen Felder in der Richtung des Triumphbogens hinab.

In der Berline saß der General mit seinen Zeugen und dem Wundarzt.

Clovis Bisbille, Georg d'Entragues und der Graf Abel saßen im Innern des Coupé's.

Der Exprofessor des Melophons war ruhig und gleichgültig, obwohl sein joviales Gesicht einen etwas ernstern Ausdruck, als gewöhnlich, angenommen hatte.

Er stützte sich auf den Schlag des Wagens und sah die entlaubten und bereiften Bäume am Rande des Weges vorüberfliehen.

In dem Augenblicke, wo der Wagen die Allee Marbeuf entlang rollte, berührte ein eisiger Nordostwind sein Gesicht; er schloß das Fenster und murmelte halblaut:

„Welch' seltsames Ding ist das Leben!"

„Woher diese philosophische Reflexion?" fragte d'Entragues.

„Woher? die wunderlichen Chancen des großen Farospiels Leben, von denen ich ein schlagendes Beispiel bin, rufen sie hervor. Vor drei Tagen entschlief ich in meiner Wohnung und erwachte in Clichy; gestern ging ich aus dem Gefängniß, um an einem lucullischen Mahl Theil zu nehmen, das zum Desert einen Streit und ein Duell, zur besseren Verdauung, nach sich zog. In diesem Augenblick befinde ich mich vollkommen wohl und in einer Viertelstunde wird vielleicht Clovis Bisbille nicht mehr unter den Lebendigen sein.

Diese letzten Worte wurden mit einem halb ernsten, halb komischen Ausdruck gesprochen.

„Was das Letztere anbetrifft,“ rief Georg lachend, „so dürfte eben keine große Gefahr vorhanden sein!“

„Weshalb nicht?“ fragte Clovis.

„Weil Du alle Chancen für Dich hast.“

„Was nennst Du Chancen?“

„Jugend, Kraft, Gewandtheit.“

„Ach, das ist's eben, was meine Lage gefährlich macht, und was mich veranlaßt haben würde, zurückzutreten, wenn ich das hätte thun können, ohne für einen Feigling zu gelten!“

„Ich begreife Dich nicht!“

„Das ist ganz einfach!“

„Erkläre Dich!“

„Seit gestern habe ich nachgedacht . . .“

„Worüber?“

„Ueber den Streit, in welchen mich Deine Mittheilungen, der Champagner und meine eigene Thorheit verwickelt haben, und der mir gehässig erscheint . . .“

„Wie meinst Du das?“

„Ich meine das in dem Sinne, daß mein Gegner ein Greis ist, ein verliebter Greis, dessen ganzes Glück ich vielleicht zerstört habe, indem ich seine Illusion über sei... Maitresse zerstörte und der meinem jungen und kräftigen Arm nur einen schwachen entgegenzusetzen haben wird. Ich habe mir deshalb auch vorgenommen, mich meiner ganzen Geschicklichkeit nur zur Vertheidigung zu bedienen, und den General Carol zu

schonen, selbst so weit dies von mir abhängen wird. Du begreifst, daß dadurch mein Uebergewicht schwindet, und ich, wie dies häufig der Fall ist, unterliegen werde, weil ich nicht angegriffen habe."

„Welche Thorheit!" rief d'Entragues, verdrießlich über die neue Manier, in welcher Clovis die Sache betrachtete.

„Mag sein, aber es ist eine redliche Thorheit! Wenn ich anders handelte, so würde ich mir wie ein Spieler vorkommen, der seinen Einsatz mit biseautirten Karten vertheidigt.

Georg d'Entragues konnte bei dieser zufälligen Anspielung seines Jugendfreundes eine brennende Röthe nicht zurückdrängen, der seine Stirn überflog, während er antwortete:

„Aber Du schuldest diesem Manne nichts!"

„Das ist wahr; aber ich bin seinem Alter und seiner Stellung einige Rücksicht schuldig."

„Und doch hat dieser sogenannte Greis, den Du schonen willst, Dich hochmüthig als Lügner und Narren behandelt."

„Ich habe seine Beleidigung durch eine viel größere Beleidigung erwiedert."

„Glaubst Du, daß er diese Beleidigung vergessen und Dich schonen wird?"

„Ich werde mich deshalb auch gut vertheidigen, nur daß mein Degen ihn nicht angreifen wird, das ist Alles!"

„Aber Du hast soeben eingestanden, daß, wenn man sich nur vertheidigt, man leicht unterliegt! . . .“

„Ah, Georg,“ sagte Clovis d'Entragues fest anblickend, „man möchte fast sagen, daß Du vor Begierde stirbst, diesen armen Greis massacrirt zu sehen: willst Du etwa, aus irgend einem Grunde, Deine eigenen Angelegenheiten par procuration abgemacht sehen?“

Georg begriff, daß er ein wenig zu weit gegangen war und antwortete:

„Was könnte ich von diesem General wollen? Ich habe im Gegentheil stets mit ihm auf freundschaftlichem Fuße gestanden und ihm bis gestern von ganzem Herzen Alles nur mögliche Glück gewünscht, aber da ich weit entfernt bin, für ihn die Zuneigung zu empfinden, die ich für Dich empfinde, so ist es ganz natürlich, daß, wenn in diesem unglücklichen Kampfe ein Opfer fallen soll, ich wünsche, daß er es sein möge.“

„Das ist etwas Anderes!“ sagte Clovis, Georg die Hand schüttelnd; „ich begreife Deine Absicht und danke Dir dafür. Sei übrigens ohne Sorgen, ich werde mein physisches Theil überwachen, das mir, aufrichtig gesagt, in dieser schlechten Welt keineswegs unnütz oder verächtlich scheint.“

In diesem Augenblick hielt die Berline und Georg rief seinem Kutscher zu, ebenfalls zu halten.

Die Akteurs und die Zeugen des Dramas, das sich jetzt in der Einsamkeit des Bois de Boulogne ent-

wickeln sollte, stiegen aus dem Wagen, grüßten sich schweigend und gingen dann in zwei Gruppen in das Gehölz, um einen wohlbekannten Ort zu erreichen, der vielleicht so viel Duelle gesehen hat, als die Bäume in seiner Umgebung Blätter haben.

Der Graf Abel und einer der Secundanten des Generals, trugen jeder einen weiten und faltigen Mantel, unter dem die Degen verborgen waren.

In der Lichtung angekommen, begannen die Vorbereitungen zu dem Duell.

Jeder der beiden Duellanten hatte seine Waffe mitgebracht, und der Zufall sollte entscheiden, ob dem General, oder Clovis das Recht der Wahl zustehen sollte.

Georg d'Entragues warf ein Hundertfrancsstück in die Luft.

„Bild!“ sagte einer der Zeugen des Generals.

Das Loos entschied für den Musiker.

Die beiden Gegner legten, trotz der Kälte, ihre Röcke und Paletots ab, und stellten sich einander auf Degenlänge gegenüber auf.

Die Haltung der Gegner zeigte von Uebung, Gewandtheit und kaltem Blut, und verkündete einen ernsten und regelrechten Kampf.

Trotz seines Alters hatte der General eine feste und zugleich leichte Hand und einen sichern und zuverlässigen Blick. Beides machte ihn zu einem furchtbaren

Gegner, zu einem der Fechter, deren Waffe, wie der Blitz, öfter tödtet, als verwundet.

Clovis Bisbille, dessen Gesicht seinen heitern und sorglosen Charakter wieder angenommen hatte, schien dem Degen des Generals gegenüber ganz in seinem Element.

Durch die Zähne pfeifend erwartete er den Angriff seines Gegners, und schien gleich bereit zur Parade, wie zum Gegenstoß.

Der Kampf begann.

Clovis, seinem Entschlusse getreu, deckte sich mit seinem Degen, wie mit einer eisernen Mauer, und parirte spielend die gewandetesten Stöße seines Gegners.

Schon begann die Wuth die Wangen des Generals zu röthen, der Schweiß rieselte in großen Tropfen von seiner Stirn, und sein heftiges Athmen bewies die beginnende Ermüdung.

Clovis war nicht einmal aufgeregt.

Georg assistirte ihm, verzweifelt über den Ruin seiner Hoffnungen.

In diesem Augenblick ließ sich ein leichtes Geräusch hinter dem Musiker vernehmen, und seine Aufmerksamkeit wurde während des zehnten Theils einer Secunde abgelenkt. Dies war hinreichend, um seine Parade ein wenig zu verzögern, so daß der General die Haut seines rechten Armes ritzte.

Obgleich das Blut floß und den Aermel des Hem-

des röthete, so war die Verwundung doch von keiner Bedeutung.

Die Zeugen schlugen sich in's Mittel und der Kampf wurde fortgesetzt.

Man überzeugte sich sogleich, daß die Spitze des Degens nur leicht in das dicke Fleisch eingedrungen war, und der General verlangte die unmittelbare Fortsetzung des Kampfes.

Aber der Anblick des Blutes brachte auf Clovis die gewöhnliche Wirkung hervor. Seine friedlichen Absichten wurden herabgestimmt und er versuchte jetzt, wenn nicht den General zu tödten, doch wenigstens dem Kampf durch einen guten Degenstich durch den Arm ein Ende zu machen.

Um diesen Zweck zu erreichen, unterlief er, nach einer gewandten Finte, den Degen des Generals, dessen Schulter der seinige berührte.

Aber schon war die Waffe des Generals gesenkt und der unglückliche Clovis, sich mit aller Kraft auf Herrn Carol werfend, spießte sich selbst an dem Degen desselben, stieß einen fürchterlichen Schrei aus, und fiel zu Boden.

Die Zeugen näherten sich dem schon entseelten Körper des armen Clovis, der nur noch leise in den letzten Schauern des Todeskampfs zuckte.

Der General Carol bebte, entsetzt über den furchtbaren Stoß, den er geführt, einen Schritt zurück.

In der That bot der Leichnam einen entsetzlichen Anblick.

Der Musiker war auf das Gesicht gefallen, und das stoßweise aus der Wunde strömende Blut, bildete bereits eine rothe Lache auf der gefrornen Erde.

Der Chirurg näherte sich dem Körper, den d'Entragues halb aufgerichtet hatte, untersuchte die Wunde, schüttelte den Kopf, schloß die Augen des Todten und sagte:

„Alles ist vorüber, er ist todt!"

„Todt!" rief der General, den, wie fast immer nach befriedigter Rache, ein lebhaftes Gefühl der Reue ergriff. „Todt!" wiederholte er und verbarg das Gesicht in den Händen.

Was Georg anbetrifft, so ist nicht in Worten auszudrücken, was in seiner Seele vorging.

Zum ersten Mal hatte er das Leben eines Menschen zum Einsatz eines unehrlichen Spieles gemacht, und dieses Spiel war verloren.

Er hatte Clovis getödtet, denn der leblose Körper zu seinen Füßen war mehr durch ihn, als durch den Degen des Generals erschlagen, und der Tod des Künstlers war nutzlos!

In einer Secunde hatte er seinen Entschluß gefaßt, einen entsetzlichen, aber den einzigen Entschluß, der ihm die Aussicht bot, sich aus dem Labyrinth zu finden, in dem er sich verloren hatte.

In dem Augenblick, wo der General die Worte wiederholte: „er ist todt!“ erhob er sich von der Erde, auf welche er, neben dem Körper hingekniet war, warf einen Blick des Hasses und tiefer Verachtung auf den General, und sagte im Tone des verächtlichsten, beleidigendsten Sarkasmus:

„Ja, er ist todt,“ mein Herr, todt! Betrachten Sie sein Antlitz, um es nie zu vergessen, denn Sie haben ihn gemordet!

„Gemordet!“ rief der General; „was wagen Sie zu sagen, mein Herr?“

„Ich wage die Wahrheit zu sagen. Ich wage zu behaupten, daß Sie diesen Menschen getödtet haben, der Sie schonte, der hundert Mal gewandter, als Sie, sich kaum vertheidigte; ich wage zu behaupten, daß Sie ihn, wie ein Verräther, wie ein Feiger getödtet haben; ich wage zu wiederholen, mein Herr, daß Sie ihn gemordet haben.“

Der General wurde bleich, wie der Todte vor seinen Füßen. Er sprach kein Wort, aber er stürzte auf Georg zu und erhob die Hand, um diesen in's Gesicht zu schlagen.

Georg hatte diese Bewegung vorausgesehen. Er hielt bie Hand des Generals bis zum Einschreiten der Zeugen fest und sagte:

„Es ist gut, mein Herr! vermeiden wir diese Packträgerscenen: ich nehme, Ihre Ohrfeige für empfan-

gen an, fordere Genugthuung dafür, und glaube nicht, daß Sie mir diese verweigern werden.“

Der General antwortete nur durch eine bejahende Bewegung, denn seine Wuth war so groß, daß seine Zähne aneinanderschlugen, und er kein Wort hervorzubringen vermochte.

„Ich bin der Beleidigte,“ fuhr Georg fort; „wir schlagen uns auf Pistolen: meine Zeugen werden in zwei Stunden bei Ihnen sein.“

D'Entragues, um seine abscheuliche Comödie bis zum Ende zu spielen, näherte sich jetzt dem Körper, dessen bereits erkaltete Hände er ergriff, und rief aus:

„Armer Freund! Wenn Gott gerecht ist, und er wird es sein, so werde ich Dich morgen rächen!“

Dann entfernte er sich mit dem Grafen Abel von dem Kampfplatze, den Körper Clovis' zurücklassend, den man, ohne sich zu compromittiren, nicht mit nach Paris nehmen konnte, und der keinen Freund und keinen Verwandten hatte, der ihn hätte reclamiren können.

Erzählen wir jetzt, wie der Herr von Entragues den Tag anwendete.

Er ging zuerst zum Vicomte von Sanluces, den er bat, ihn am andern Tage gemeinschaftlich mit dem Grafen Abel zum Zeugen zu dienen.

Dann begab er sich in seine Wohnung, schrieb an alle Ritter vom Landsknecht, um sie für den Abend zu einer außerordentlichen Versammlung zu sich einzuladen.

Als dies geschehen war, sandte er die Briefe an ihre Adressen, frühstückte mit dem Grafen Abel, und erwartete den Herrn von Sanluces, der auch nicht zögerte, bei ihm zu erscheinen.

Man kam überein, daß Abel und der Vicomte dem General einen Ort in der Nähe von Montrouge, links vom Wege nach Fontenay-aux-Roses, vorschlagen sollten.

Die Zeugen des Generals nahmen diesen Vorschlag an, und man verabredete, sich daselbst am nächsten Morgen halb Sieben zu treffen.

So war es ein Uhr geworden; Georg verließ seine Wohnung und ging nach einem Schießsaale, um sich ein wenig zu üben.

Die Geschicklichkeit Georgs im Schießen war fast sprichwörtlich geworden, so daß er sich keineswegs verwunderte, als der Inhaber des Etablissements sich ihm, ein paar Pistolen in der Hand, mit folgenden Worten näherte:

„Will der Herr Graf mir die Ehre erzeigen, und mir gestatten, ihm ein Paré anbieten zu dürfen?"

„Lassen Sie hören!" antwortete Georg.

„Ich wage, ganz einfach zu behaupten, daß der Herr

Graf mit den Pistolen, die ich hier in der Hand habe, auf den ersten Schuß ein Blatt von acht Zoll im Quadrat fehlen wird."

„Was ist Außerordentliches an diesen Pistolen?"

„Ich bitte den Herrn Grafen, sie genau und mit Sorgfalt zu prüfen."

Georg nahm die Pistolen, besah sie genauer, ließ die Batterie spielen, und fand Alles durchaus in der Ordnung.

„Und Sie wollen pariren?" fragte er.

„Wenn der Herr Graf mir es gestatten wollen?"

„Aber, mein Lieber, ich werde Sie bestehlen."

„Ich glaube nicht."

„Es mag sein... wie hoch soll der Einsatz sein?"

„Von meiner Seite das schönste paar Pistolen im Magazin, gegen funfzehn Louis aus der Tasche des Herrn Grafen."

„Gut. Hier sind die funfzehn Louis."

„Und hier die Pistolen; wählen Sie."

Georg bezeichnete die, welche ihm am besten gefielen, legte sie neben seinen Einsatz und sagte dann:

„Ich werde selbst laden. — Ich verlange nichts Besseres."

Georg nahm Schlägel, Pulver und Kugel, und lud mit der äußersten Sorgfalt das Pistol.

„Es ist noch Zeit, zurückzutreten," sagte er, das Pistol auf das an der schwarzen Wand befestigte Blatt richtend.

„Wenn es dem Herrn Grafen gefällig ist, so bin ich bereit, die Wette zu verdoppeln."

„Nein, bleiben wir bei unserer ersten Uebereinkunft."

d'Entragues, der die Gewohnheit hatte, sehr schnell und fast ohne zu visiren, zu schießen, richtete diesmal mit äußerster Sorgfalt die Waffe und drückte ab, ohne daß sein Arm auch nur im Geringsten gezittert hätte.

Der Schuß fiel.

Georg stieß einen Schrei der Verwunderung aus.

Die Kugel war in der That nicht von der Linie gewichen, aber sie hatte drei Fuß über dem Blatte eingeschlagen.

Das lag ganz einfach an einer besondern Einrichtung im Innern des Laufs.

„Der Herr Graf haben verloren!" sagte heiter der Waffenschmied, die funfzehn Louis in seine Tasche steckend.

Aber Georg kümmerte sich wenig um funfzehn Louis in einem Augenblick, wo sich ihm nach einer Reihe von Nichtswürdigkeiten eine glänzende Zukunft erschloß, in einem Augenblick, wo der Zufall ihm, dem falschen Spieler, wie biseautirte Karten, biseautirte Waffen in die Hände führte.

Er verlor funfzehn Luisd'ors, aber diese funfzehn Louisd'ors bezahlten das Leben des Generals.

Georg lud die Pistolen von Neuem und schoß.

Nach fünf Minuten hatte er die Abschweifung der Kugel berechnet, und schoß so sicher damit, wie mit gewöhnlichen Waffen.

„Wieviel wollen Sie für diese Waffen?“ fragte er den Waffenschmied.

„Sie sind nicht verkäuflich, mein Herr Graf!“

„Weshalb nicht?“

„Weil ich sie ganz besonders für mich gemacht habe und noch manche Wette damit zu gewinnen hoffe.“

„Bah! Sie werden sich andere machen, und wenn man Ihnen einen annehmbaren Preis . . .“

„Ah! Teufel! das würde darauf ankommen . . .“

„Bestimmen Sie selbst eine Summe . . . eine ansehnliche Summe!“

Der Waffenschmied dachte einen Augenblick nach, und forderte dann eine so bedeutende Summe, daß er überzeugt war, sie von d'Entragues zurückgewiesen zu sehen.

Aber weit entfernt, sich über die ausschweifende Forderung des Waffenschmieds zu wundern, zog er, ohne ein Wort, ein Bankbillet aus seinem Portefeuille und reichte es diesem.

„Wie? der Herr Graf nehmen sie für diesen Preis?“ rief der Waffenschmied ganz erstaunt.

„Haben Sie die Güte sie in das Kästchen zu legen und in meinen Wagen zu tragen,“ antwortete einfach Georg.

Der Waffenmeister beeilte sich zu gehorchen, und wenige Augenblicke später hielt das Coupé des jungen Mannes vor dem Magazin des Herrn Devismes, des berühmten Büchsenschäfters auf dem Boulevard.

„Ich wünsche, daß diese Pistolen innerhalb der nächsten zwei Stunden vollständig geputzt und gereinigt werden.“ Und er ließ das Kästchen bei Devismes, nachdem man ihm versprochen hatte, seinen Auftrag auszuführen.

Vom Boulevard begab sich Georg in seine Wohnung und brachte den Tag mit verschiedenen Beschäftigungen hin.

Um neun Uhr Abends erschienen die zehn Ritter vom Landsknecht bei Georg.

Man drückte sich die Hände, und bald wurde die Unterhaltung lärmend und allgemein.

„Ich werde in einem Augenblick wieder bei Ihnen sein, meine Herrn,“ sagte d'Entragues; „gestatten Sie mir nur, Sie eine Secunde zu verlassen, um etwas aus meinem Schlafzimmer zu holen.“

Und Georg verließ den Salon.

Kaum hatte er die Thür hinter sich geschlossen, als jeder mit Aengstlichkeit nach den Gründen dieser Zusammenberufung fragte:

„Was hat er?“

„Was kann er von uns wollen?“

„Was ist geschehen?“

„Was ist geschehen!“

So fragten zugleich der Fürst Krakopoulof, Antonio Miso, der Baron Aymeric Croisée de la Croisette und Sir Edward Nasomby.

„Er sieht verstört aus ... — Unruhig ... — Sorgenvoll ... — Düster ...“

Bemerkten allmälig die Herrn d'Astrée, von Borgues, Babibernet und der Baron Peregode.

„Das ist augenscheinlich!“ fügte Sir Edward Nasomby hinzu.

„Aber was hat er? — Was kann er haben? — Was will er uns mittheilen? — Eine schlechte Neuigkeit, ohne Zweifel.“

„Mein Herr, eine Idee ...“ sagte mit leiser Stimme der Baron Croisette.

„Lassen Sie hören,“ sagten die andern Ritter, sich, mit Ausnahme des Grafen Abel und des Vicomte von Sanluces, nähernd, die ohne Zweifel mehr, als die Andern, wußten.

„Wir haben den Grafen d'Entragues zu unserm Schatzmeister eingesetzt,“ sagte Croisette leise und horchend, um sich nicht von dem wiedereintretenden Graf bei seinen übelwollenden Vermuthungen überraschen zu lassen.

„Nun?“ fragten die Ritter.

„Als Schatzmeister hat er die freie Disposition

über unsere gemeinschaftlichen Fonds ... wenn er durch irgend eine Unvorsichtigkeit unser Geld ..."

„Verschwendet ... durchgebracht ... den Schatz verschlungen hätte!" sagten mehrere Stimmen zugleich.

„Nach seinem sorgenvollen Aussehen zu urtheilen, hat er uns zusammenberufen, um uns dieses Unglück mitzutheilen ..."

„Aber," sagte eine Stimme, „wir werden uns das nicht so gefallen lassen!"

„Sicher nicht!" sagte der Baron. „D'Entragues hat Grundbesitz, er ist reich ... hat er unser Geld verloren, so muß er es uns ersetzen ..."

„Und er wird es ersetzen," rief der Fürst Krakopouloff.

„Gutwillig, oder gezwungen ..."

„Wir würden Gewalt anwenden ..."

„Ja, Gewalt," wiederholte Nasomby.

„Und hören Sie, was ich Ihnen vorschlage ..." antwortete der Baron von Croisette.

Man drängte sich um den alten Chevalier, um seinen Vorschlag zu hören, und er wollte eben sprechen, als Georg wieder eintrat.

Bei seinem Anblick legte sich der Sturm und die tiefste Ruhe war, wie mit einem Zauberschlage, hergestellt.

D'Entragues nahm im Präsidentenstuhl Platz, legte ein dickes, viermal versiegeltes Packet, ein kleineres,

unversiegeltes Päckchen vor sich hin und stellte eine kleine Cassette daneben.

Ein Gefühl der lebhaftesten Neugierde bemächtigte sich plötzlich aller Anwesenden.

Georg nahm die Haltung eines Menschen an, der sprechen will, und Jeder hörte mit feierlichem Schweigen.

Man hätte eine Fliege fliegen hören können.

„Meine Herren!“ begann d'Entragues, „wir haben seit unserem letzten Zusammensein einen schmerzlichen Verlust erlitten. Ich spreche von dem vorzeitigen und bedauernswürdigen Tode des ehrenwerthen Lord William Stloobomby, eines der ausgezeichnetsten Mitglieder unseres Ordens!“

(Allgemeine Bewegung.)

Georg fuhr fort:

„Die unerbittliche Hand des Todes hat die Zahl Zwölf, diese cabbalistische Zahl, welche unser Stolz war und in der unsere Kraft lag, zerstört; wir sind nun noch eilf Ritter, und in dem Augenblicke, wo ich die Ehre habe, zu Ihnen zu sprechen, ist ein Mann unter uns, dessen Stunden wahrscheinlich gezählt sind, der vielleicht morgen früh um neun Uhr nicht mehr unter den Lebenden sein wird.“

(Tiefe Sensation und allgemeine Unruhe.)

„Dieser Mann bin ich,“ fuhr d'Entragues fort.

(Bestürzung.)

„Ich schlage mich morgen und der Graf Abel und der Vicomte von Sanluces werden meine Zeugen sein.

(Verschiedene Ausrufungen.)

„Sie schlagen sich?“

„Ist es möglich?“

„Aber weshalb?“

„Was sollen wir thun, wenn Sie fallen?“

„Die Ritter vom Landsknecht schlagen sich nicht.“

„Wir werden es nicht zugeben!“

Die Stimme Georgs übertönte den Tumult und schnitt diese Interpellationen kurz ab:

„Wenn ich mich schlage, meine Herren, so ist es für Sie, für uns Alle, denn mein Gegner ist der General Carol, der Liebhaber dieser Perdita, die uns verderben kann und die uns entwischt ist!“

(Bestürzung der Mitglieder.)

Georg fuhr fort:

„Ich hoffe, als Sieger aus diesem Kampfe zu gehen. Da man jedoch an Alles denken muß, und auch das Gegentheil stattfinden könnte, so habe ich mich entschlossen, Ihnen Rechenschaft abzulegen, und Ihnen zu beweisen, daß Ihre Interessen in meinen Händen nicht gefährdet worden sind.“

(Lebhafte Sympathie.)

Der Graf d'Entragues nahm das dicke Packet vom Tische und sagte, es der Versammlung zeigend:

„Ich habe der Gesellschaft über eine Summe von

zweimalhunderttausend dreihundertvierundzwanzig Frcs. Rechnung abzulegen. Dieser Umschlag enthält hundert Billets zu tausend Francs. Wünschen Sie die sofortige Rechnungsablage?"

Und Georg schien, so sprechend, die Siegel erbrechen zu wollen.

„Nein, Nein!" rief man einstimmig.

„Wir verlassen uns auf Sie!"

„Gänzlich!"

„Vollständig!"

Georg dankte durch eine Verneigung und fuhr dann fort:

„Der Rest des Geldes ist in Gold in dieser Cassette vorhanden. Da es jedoch meine Absicht ist, im Fall ich glücklich davonkomme, Ihr Schatzmeister zu bleiben, da Sie mich einmal mit dieser Würde zu bekleiden die Güte gehabt haben, so will ich Ihnen jetzt mittheilen, welche Maßregeln ich zu nehmen für nöthig gefunden habe."

Georg nahm das unversiegelte Packet vom Tische und las mit lauter Stimme die folgende Inschrift:

„Dieses ist mein Testament!"

Dann öffnete er den Umschlag, zog ein zusammengefaltetes Blatt heraus und sagte:

„Ich übergehe Alles, was Sie nicht angeht, und theile Ihnen nur dasjenige mit, was die Interessen der Gesellschaft anbetrifft.

„— Ich vermache meinem alten, ehrenwerthen Freunde, dem Baron Croisé de la Croisette, das ganze Mobiliar meiner Wohnung in der Straße Saint-Lazare, Nr. ***, und wünsche, daß er sofort in den Besitz desselben gesetzt werde. Alle in den verschiedenen Zimmern enthaltenen Gegenstände, welcher Natur sie auch sein mögen, Kostbarkeiden und Silberzeug, gehören zu diesem Legat, das ich dem Baron von Croissette aussetze.“

Der künftige Erbe verließ ganz gerührt seinen Platz, schien eine zärtliche Thräne aus dem Winkel seines Auges zu wischen, und warf sich d'Entragues in die Arme, der nur mit Mühe diese interessirte Dankbarkeitsbezeigung von sich abwenden konnte.

„Dieses Testament wird morgen in meiner Tasche sein und die Zeugen werden sich sofort nach meinem Tode desselben bemächtigen. Jetzt bitte ich Sie, dem, was ich thun werde, Ihre besondere Aufmerksamkeit zu schenken.“

Georg öffnete nach diesen Worten eines der Fächer seines Secretairs, legte die Cassette und die angeblichen Bankbillets hinein, nahm zwei Papierstreifen und versiegelte das Fach mit seinem Petschaft.

„Wollen Sie dieses Petschaft nehmen, Graf Abel, und Sie, Baron Croisette, diesen Schlüssel, und beides wohl und sicher bewahren? Im Fall ich nicht lebend

zurückkehren sollte, wird der Baron Croisette eine außerordentliche Versammlung einberufen, die Siegel werden in Ihrer Gegenwart abgenommen und die Fonds der Gesellschaft sofort getheilt werden.“

D'Entragues endigte seine Rede.

Alle Theile waren mit dieser Anordnung zufrieden. Man drängte sich um ihn, man drückte ihm die Hände und versicherte sich gegenseitig, daß er keine Gefahr laufen werde.

„Ich danke Ihnen, meine Herren,“ sagte er, sich dieser unbequemen Belagerung entziehend, „ich danke Ihnen und sage Ihnen Adieu! Ich danke Ihnen und hoffe, Sie Alle wiederzusehen, denn eine innere Stimme flüstert mir zu, daß meine Stunde noch nicht geschlagen hat. Aber in diesem Augenblicke, bis zum Tode ermüdet, wünsche ich, wie Condé vor der Schlacht von Rocroi, bis zur Stunde des Kampfes zu schlafen!“

Der Graf Abel und der Vicomte von Sanluces versprachen, am nächsten Morgen um sechs Uhr sich bei Georg wiedereinzufinden, und die Ritter vom Landsknecht trennten sich, entzückt von der Rechtlichkeit ihres Dictators.

Georg hatte kaum die Thür hinter dem Letzten von ihnen geschlossen, als er zu seinem Secretair zurückkehrte, die Siegel abriß, das Fach mit einem zweiten Schlüssel öffnete, das Gold aus der Cassette in seine Börse steckte, den Umschlag öffnete und ungefähr vierzig

Bankbillets (das Uebrige war graues Papier) daraus nahm und in sein Portefeuille legte, die Siegel mit einem zweiten, ähnlichen Petschaft erneuerte und dann, zufrieden mit seinem Tagewerk, sich in seinem Bett ausstreckte und entschlief.

Die beiden Parteien waren zur bestimmten Stunde an dem verabredeten Platze erschienen.

Das Wetter war unfreundlich und ein dichter Nebel ließ kaum auf Flintenschußweite Jemand erkennen.

Der General Carol war bleich, und man sah, daß die Erinnerungen des vergangenen Tages schwer auf ihm lasteten und er eine von düsteren Visionen gestörte Nacht zugebracht hatte.

In der That hatten zwei blutige Schatten sein Lager nicht einen Augenblick verlassen. Der Schatten des Geliebten seiner Frau, Charles Royer, und der des armen Clovis, dessen Leichnam kaum kalt geworden war.

Wohl wiederholte sich der General unaufhörlich, daß bei jedem dieser Duelle das Recht für ihn gewesen war; aber nichtsdestoweniger beherrschte ihn ein unheimliches Vorgefühl, und sein Geist paraphrasirte unwillkürlich die Worte des Evangeliums:

„Wer mit dem Schwerte tödtet, soll durch das Schwert fallen.“

Das Gesicht Georgs verrieth keine Bewegung, und ein leichtes Zusammenziehen seiner Brauen verlieh ihm einen nur noch düsterern Ausdruck.

Der General hatte seine Waffen mitgebracht.

Der Graf Abel hielt das berüchtigte Pistolenkästchen, das wir kennen, in seiner Hand.

Bemerken wir hier, daß die Secundanten d'Entragues' im Voraus von Allem in Kenntniß gesetzt waren.

Der Graf Abel und der Vicomte von Sanluces näherten sich den Zeugen des Generals. Der Graf Abel nahm das Wort und wendete sich an den General D**:

„Sie haben nichts an dem zu ändern, was gestern zwischen uns verabredet wurde?“

„Nichts!“ antwortete der General D**.

„Die Bedingungen des Zweikampfes bleiben also dieselben?“

„Durchaus.“

„Dreißig Schritte und die Nothwendigkeit, beim dritten Schlage in die Hände zu schießen . . .“

„Ganz so.“

„Wollen Sie mir sagen, was das für Waffen sind, die Sie dort unter dem Arme tragen?“

„Gewöhnliche Pistolen,“ antwortete der General D**, das Kästchen öffnend.

„Sie gehören Ihnen?“

„Nein, sie gehören dem General Carol.“

„Ah!“

„Finden Sie eine Einwendung gegen den Gebrauch dieser Waffen zu machen?“

„Keine; wenn Sie mir die Versicherung geben, daß der General Carol sich derselben niemals bedient hat.“

„Ich weiß es nicht; aber ich werde ihn fragen.“

Der General D** näherte sich dem Baron Carol und sagte nach einigen Secunden zum Grafen Abel:

„Der General besitzt diese Pistolen seit einem Jahr und hat sich derselben mehrere Male bedient.“

„Dann kann ich sie nicht annehmen; es würde für meinen Freund ein wesentlicher Nachtheil sein.“

„Ich begreife das; aber was thun?“

„Ich habe diese Möglichkeit vorausgesehen und andere Waffen mitgebracht.“

„Welche dem Grafen d'Entragues fremd sind?“

„Ja!“

„Er hat sie niemals versucht?“

„Niemals; die Pistolen gehören mir, sind neu und noch niemals gebraucht; sehen Sie hier.“

Der Graf Abel öffnete das Kästchen und überreichte dem General D** ein Pistol, der seinen kleinen Finger in den Lauf steckte und ihn ungeschwärzt wieder herauszog.

„Ihr Ehrenwort wird mir genügen, und da ich eine schwere Verantwortlichkeit über mich nehme, so bitte ich Sie, es mir zu geben.“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort,“ sagte der Graf Abel, ohne zu zögern, „daß diese Pistolen niemals vom Grafen d'Entragues gebraucht worden sind.“

„Es ist gut; es bleibt uns jetzt nichts weiter übrig, als die Waffen zu laden und diese Herren handeln zu lassen.“

Fünf Minuten später standen sich die beiden Gegner in einer Entfernung von dreißig Schritten gegenüber.

Der Graf Abel schlug zum ersten Mal in die Hände.

Georg und der General erhoben zu gleicher Zeit ihre Pistolen und zielten.

Der General D** gab das zweite Signal.

Der General Carol murmelte leise den Namen Perdita's.

Der Graf Abel klatschte zum dritten und letzten Mal in die Hände.

Der General drückte ab.

Die Kugel schlug vier Fuß über dem Haupte Georgs in den Felsen.

Georg zielte noch immer.

„Schießen Sie doch! Aber so schießen Sie doch!“ riefen zugleich die beiden Secundanten des Generals.

Der Schuß fiel.

Der General Carol ließ sein Pistol fallen, drehte sich um sich selbst und fiel zu Boden. . . . . . .

. . . .

. . . .

Einen Augenblick später kehrten der Graf Abel und der Vicomte von Sanluces nach Paris zurück, und Georg, in seinen nicht weit vom Orte des Kampfes haltenden mit vier Postpferden bespannten Reisewagen steigend, rief den Postillons, wie am Ende des Prologs unserer Geschichte, aber mit einer weniger heiteren Miene zu:

„Nach der Normandie. Hundert Sous Trinkgeld.“

Ich will wiedersehen die Normandie.

Die Postillons, gut bezahlt, ließen die Peitschen klatschen, spornten ihre keuchenden Pferde, daß die Funken aus dem Pflaster stoben, während Georg, in die Ecke seines Wagens zurückgelehnt, maschinenmäßig summte:

„Ich will wiedersehen die Normandie,
Das Land, wo ich den Tag begrüßt....
. . . .
. . . .“

Aber gewiß hatte Niemand seit dem Tage, wo Friedrich Bérat diese Strophen gedichtet, beim Singen derselben weniger an ihren Inhalt gedacht, als Georg d'Entragues.

In der That recapitulirte dieser in seinem Geiste Alles, was er bereits zur Erreichung eines unsicheren Zieles gewagt, und entsetzte sich bei dem Gedanken an das, was ihm noch zu thun übrig blieb.

Er war vor nichts zurückgebebt, und zum ersten Mal hatten sich seine Hände mit Blut befleckt.

Was blieb ihm für die Zukunft noch zu thun? Durch welche Mittel sollte er die Vermählung des Fürsten mit Fräulein von Choisy hindern? Er wußte es selbst noch nicht, aber sein Entschluß war gefaßt, unwiderruflich gefaßt: seine Schiffe zu verbrennen und Alles gegen Alles zu spielen.

Schon brütete seine im Feuer der Hölle gehärtete Seele über unheimlichen und gewaltsamen Scenen und doch murmelten seine Lippen:

„Ich will wiedersehen die Normandie,
Das Land, wo ich den Tag begrüßt...
. . . .
. . . .“

Beruhigt über Perdita, weil das junge Mädchen durch den Tod des Generals seiner letzten Hilfsmittel beraubt war, träumte er von einer neuen Falle, in welche er sie locken wollte, um sich für die Sorgen und schlaflosen Nächte zu rächen, die sie ihm verursacht hatte; und während er in Gedanken das Leben dieses jungen Mädchens vernichtete, dessen einziges Verbrechen es war, seine Schwester zu sein, wiederholte er den Refrain des leidlichen Liedes:

„Ich will wiedersehen die Normandie,
Das Land, wo ich den Tag begrüßt....
. . . .
. . . .“

Kein Ereigniß zeichnete die Reise des Herrn d'Entragues aus, dessen Wagen am Morgen des dritten Tages vor dem Thore des Schlosses Lussac hielt.

Die Kanonissin, die in ihrem Zustande sehr langsam zu reisen gezwungen war, war nur wenige Stunden früher angelangt.

„Wie gehts mit meiner Tante und wie hat sie die Anstrengungen der Reise ertragen?“ fragte er den Diener, der ihm entgegenkam.

„Die gnädige Frau befindet sich besser, als man erwarten konnte, und wird erstaunt und glücklich sein, den Herrn Grafen zu sehen.“

Georg eilte in den Salon.

Die Kanonissin schlummerte in einer Bergère neben dem Feuer; sie hatte das Geräusch der Schritte ihres Neffen nicht gehört, das außerdem durch die dicken Teppiche gemildert wurde, aber der abscheuliche, kleine Hund, dessen wir bereits erwähnten, erhob ein lautes, dröhnendes Gebell.

Die gute Kanonissin erwachte und ihren Neffen vor sich sehend, fuhr sie mit der Hand über die Augen, in dem Glauben. daß irgend ein trügerisches Traumbild sie getäuscht.

Aber Georg sprach und Madame von Boisjal konnte sich überzeugen, daß sie kein Traumbild gesehen.

Es würde unnütz sein, die Ausrufe der Verwun-

derung und die unzähligen Fragen zu wiederholen, auf welche Georg, sich wohl hütend, die eigentliche Ursache seiner Abreise von Paris zu enthüllen, einfach antwortete, daß die Unruhe über die Gesundheit seiner Tante ihn nicht zu Hause gelitten habe.

Tief bewegt über diesen Beweis seiner Zuneigung, vergoß Madame Boisjal Thränen der Freude und vergaß, Georgs Hände in den ihrigen haltend, länger als eine halbe Stunde das Bild der goldenen Tabatière zu betrachten, das einen jungen Edelmann in der Uniform der schwarzen Musketiere, ihre einzige Jugendliebe, darstellte.

Der Kammerdiener hatte übrigens die Wahrheit gesagt, Madame de Boisjal befand sich in jeder Hinsicht besser, als man erwarten konnte.

Am andern Tage schrieb Georg ein paar Zeilen an Jules von Nodêsmes und ließ sie durch einen Expressen nach dem Schlosse tragen.

Er meldete dem Vicomte seine Ankunft in Lussac, zeigte ihm seinen bevorstehenden Besuch an und bat ihn um ein Reitpferd, damit er nicht nöthig habe, bei seinen Excursionen in die Umgegend so oft zur Post nach Granville zu schicken.

Am Abend brachte ein Diener dem Grafen d'Entragues das hübscheste, englische Pferd aus den Ställen des Vicomte, zugleich mit einem Billet, welches die

Bitte enthielt, wenigstens eine Woche in Nodèsmes zuzubringen.

In den nächsten zwei Tagen verließ Georg das Schloß seiner Tante nicht. Er schien sorgenvoll und bekümmert, einen Zustand, welchen die Frau von Boisjal seinem Aerger über den Bruch seines Verhältnisses mit der reizenden Esther zuschrieb.

Die Kanonissin hatte fast die Wahrheit getroffen.

Die düstere Stimmung des Grafen wurde noch durch seine Ungeduld, mit der er einen Brief des Grafen Abel erwartete, erhöht.

Endlich am dritten Tage, beim Frühstück, brachte der Diener, der an jedem Tage Briefe und Zeitungen aus der Stadt holte, Georg die ersehnte Epistel.

Er eilte in sein Zimmer, erbrach den Brief und las:

„Ohne Zweifel, mein Freund, werden Sie mich der unverzeihlichsten Nachlässigkeit beschuldigen. Aber meine Zögerung hing von den Umständen ab.

„Ich würde unrecht gehandelt haben, Ihnen früher zu schreiben, denn ich würde Ihnen Unruhe verursacht haben, während ich Sie heute beruhigen kann.

„Was würden Sie gesagt, was würden Sie unter dem Blitzschlage der unerwarteten Nachricht gethan haben, wenn ich Ihnen geschrieben hätte: der General Carol lebt?

„Leider ist dies auch heute noch wahr, denn der General lebt in diesem Augenblicke noch!

„Aber beruhigen Sie sich und lesen Sie weiter.

„Im Augenblicke, wo wir zusammen die Lichtung von Montrouge verließen, war es unser Aller Ueberzeugung, daß Ihr Gegner auf der Stelle todt geblieben sei.

„Der Wundarzt theilte diese Meinung und die Zeugen des Generals brachten diesen in derselben Ueberzeugung in seinen Wagen.

„Ihre Kugel hatte in der That den obern Theil des Hirnschädels berührt, das Fleisch zerrissen und den Knochen verletzt, so daß man auf den ersten Blick hätte glauben sollen, das ganze Gehirn sei zerstört.

„Dies war jedoch nicht der Fall; denn kaum hatte man den General auf sein Bett gelegt (ich erfuhr diese Details von dem Wundarzt), als er die Augen öffnete und, einen langen Seufzer ausstoßend, sogleich wieder schloß.

„Zwei Aerzte, die berühmtesten der Stadt, wurden sogleich gerufen, ein Verband auf die Wunde gelegt, und diese Herrn erklärten, daß der General, wenn kein Gehirnfieber dazukomme, vielleicht gerettet werden könne.

„Bis gestern früh schien Alles besser zu gehen, d. h. schlechter für uns; der General war zwar noch

nicht zum Bewußtsein zurückgekehrt, aber das Gehirnfieber war nicht eingetreten.

„Endlich trat das Gehirnfieber ein und der General öffnete die Augen nur um in einen wüthenden Paroxysmus zu verfallen.

„Trotz des Blutes, das er verloren und trotz der davon herrührenden Schwäche, vermochten vier kräftige Männer ihn kaum auf seinem Bett festzuhalten, und ihn zu verhindern, sich zum Fenster hinauszustürzen.

„In diesem Augenblick liegt der General in vollkommener Bewußtlosigkeit.

„Er wird heute oder morgen sterben, und in jedem Falle, wenn ein wunderbarer, in den Annalen der Medizin fast beispielloser Zufall, ihn dennoch retten sollte, für den Rest seines Lebens so vollkommen geistesschwach bleiben, daß er weder seine rechte Hand von der linken, noch das Pique=As von der Coeur=Dame, noch eine Flasche Bourdeaux von einer Flasche Chambertin unterscheiden können wird.

„Das ist das Urtheil der Fürsten der Wissenschaft, wie diese Herrn sich zu nennen belieben, wenn sie selbst ihre eigenen Biographien fabriziren.

„Sie haben also nichts mehr zu fürchten, mein Freund.

„Die schöne Perdita, die Ursache von allem Unangenehmen, das uns betroffen, verläßt das Bett ihres

schon halb begrabenen Beschützers nicht und scheint die allgemeine Bewunderung durch ihren tiefen Kummer und ihre fast lächerliche Zärtlichkeit auf sich zu ziehen.

„Die Zeugen des Generals haben als galante Männer geschwiegen.

„Uebrigens ist dieses Schweigen ebensosehr in ihrem, als in unserem Interesse, denn man hat im Gehölz von Boulogne den Körper des armen Teufels von Clovis gefunden. Man glaubt an einen Mord und ganz Paris ist voll von dieser geheimnißvollen Geschichte.

„Unsere Collegen, die Ritter vom Landsknecht, haben lebhaften Antheil an dem Ausgange Ihres Duells genommen und haben mich beauftragt, Ihnen zu schreiben, daß sie glücklich sind, Sie lebend und unverletzt zu wissen.

„Unser ehrenwerther Freund, der Baron Aymeric Croisé de la Croisette, hat, als ein Zeichen der Freude seinen schon so zahlreichen Orden noch eine Decoration beigefügt.

„Ich komme jetzt zu dem, mein lieber Georg, was mich persönlich betrifft.

„Ich habe Sie um eine Gefälligkeit zu bitten.

„Hören Sie, um was es sich handelt.

„All' mein Geld ist, wie Sie wissen, in sehr einträglichen Speculationen angelegt, aber in Geschäften,

die mir nicht immer gestatten, meine Fonds zu jeder Zeit zu realisiren.

„Ich bin in diesem Augenblicke um vier= oder fünf=tausend Francs in Verlegenheit.

„Sie sind ein Freund und ich kann Ihnen deshalb sagen, wozu das Geld mir in diesem Augenblick dringend nothwendig ist.

„Denken Sie sich, daß ich seit einigen Wochen die Thorheit begangen habe, mir eine Maitresse zu halten, und was eine noch größere Thorheit ist, leidenschaftlich in sie verliebt zu sein.

„Sie begreifen das nicht, Sie mit dem Herzen von Bronze!

„Diese Maitresse, das reizendste Mädchen von der Welt, heißt Albertine.

„Ich glaube, daß sie Sie kennt, denn als ich eines Tags Ihren Namen vor ihr nannte, sah ich sie zittern.

„Sie läugnet es zwar, aber ich glaube es trotzdem.

„Als ich sie nahm, fehlte es ihr an Allem und ich war also gezwungen, sie vom Kopf bis zu den Füßen zu equipiren.

„Das hat mich viel Geld gekostet.

„Aber was mich gänzlich auf's Trockne gebracht hat, war eine excellente Gelegenheit, die sich mir vorgestern bot.

„Eine Modehändlerin ließ wegen nicht bezahlter

Wechsel das Mobiliar unserer alten Wirthin Mirabelle verkaufen.

„Ich habe es gekauft und sogleich meine Albertine damit eingerichtet.

„Da ich baar bezahlen mußte, so hat dieses excellente Geschäft meine letzten Louis in Anspruch genommen.

„Wollen Sie mir also umgehend eine Tratte auf Ihren Banquier im Belaufe von vier= bis fünftausend Francs übersenden?

„Ich würde Ihnen das Geld bei Ihrer Rückkehr nach Paris wiedererstatten, wenn Sie es nicht vorziehen sollten, sich selbst von meinem Antheil an den in Ihren Händen befindlichen Fonds unserer Gesellschaftskasse bezahlt zu machen.

„Ich rechne auf Ihre Freundlichkeit.

„Es scheint mir, und ich glaube, Sie denken wie ich, daß nichts mehr Ihrer baldigen Rückkehr nach Paris im Wege steht.

„Das Landleben scheint mir in dieser Jahreszeit nicht eben verführerisch zu sein.

„Sollten Sie es jedoch vorziehen, noch einige Zeit abwesend zu bleiben, so können Sie mit Sicherheit darauf zählen, daß ich Sie stets von Allem, was geschieht, in Kenntniß setzen werde.

„Wir Alle wünschen lebhaft, Ihnen wieder die

Hand zu drücken und ich bitte Sie, überzeugt zu sein, daß ich bin wie alle die Uebrigen

von ganzem Herzen der Ihrige,

Paris . . . 1845. Graf Abel."

Dieser Brief, der uns keines weitern Commentars zu bedürfen scheint, zerstreute die düstern Wolken, welche die Stirn Georgs bedeckten.

Er antwortete einige Zeilen, steckte fünf Billets zu Tausend Francs in das Couvert, schrieb die Adresse und schickte den Brief auf die Post.

Am andern Morgen bestieg Georg das Pferd, das ihm der Vicomte geschickt hatte und schlug im Jagdgalopp den Weg nach dem Schlosse Nodêsmes ein, diesmal heiterer trällernd:

„Ich will wiedersehen die Normandie,
Das Land, wo ich den Tag begrüßt! . . .
. . . .
. . . ."

Pivoine.

Es scheint uns überflüssig, die freundschaftliche Art und Weise zu schildern, mit der Georg d'Entragues von seinem nur zu sehr vertrauenden Freunde empfangen wurde.

Auch Danaë, ihren Haß zurückdrängend, bis die Stunde der Rache gekommen sein würde, zeigte sich lächelnd und freundlich, und vereinigte ihre Bitten mit denen des Viscomte, um Georg zu bewegen, einige Wochen mit ihnen zu verleben.

Die Pläne d'Entragues' Pläne, deren Resultate wir vor den Augen unserer Leser vorüberführen wollen, machten seine Anwesenheit in der Normandie für eine mehr oder minder lange Zeit nothwendig. Er nahm also die Einladung seines Freundes an, und kam in den ersten Tagen der nächsten Woche nach Nodêsmes.

Er hatte Jules gebeten, ihm einen kleinen Pavillon, drei oder vierhundert Schritte vom Schlosse, ein=

richten zu lassen, dessen hintere Thür auf das Feld hinausging.

Der Vicomte gab, trotz lebhafter Gegenvorstellungen, diesem Wunsche nach, und Georg nahm von der Cottage Besitz.

Folgendes waren die Einrichtungen dieser ländlichen Wohnung.

Die untere Etage hatte nur eine Piece, eine Art Vestibuls, das mit großen, polirten Steinen gepflastert war.

In der Mitte befand sich ein Ofen, um die nöthige Wärme für die Orangen, Granaten und Lorbeerbäume zu geben, die im Beginn des Winters hierhergebracht wurden, und die in vier Reihen aufgestellt, das Vestibul in ein Gewächshaus verwandelten.

Eine von innen verschlossene und verriegelte Thür, im Hintergrunde dieser Piece, führte in's Feld hinaus.

Eine hölzerne Treppe, mit gebohnten Stufen, führte in das einzige Zimmer der ersten Etage hinauf.

Dieses Zimmer, ursprünglich zum Gastzimmer bestimmt, wenn das Hauptgebäude, wie dies zur Zeit des Großvaters des jetzigen Besitzers häufig der Fall war, mit Gästen angefüllt war, war nach alter Mode, aber mit äußerster Eleganz möblirt, und jetzt außerdem mit allen Luxusgegenständen versehen worden, deren absolute Nothwendigkeit der Vicomte während seines Aufenthalts in Paris kennen gelernt hatte.

Es war am Morgen nach dem Einzuge d'Entragues' bei seinem aufrichtigen und edlen Freunde.

Es konnte zehn Uhr sein. Die Sonne hatte die Wolken verscheucht, und die bereiften Zweige der Bäume des Parks funkelten in ihrem Glanze.

Eine dichte Schneelage bedeckte seit zwei Tagen den Boden.

Georg hatte seit mehreren Tagen vergeblich den Schlummer gesucht. Unheimliche Vorstellungen beunruhigten ihn unaufhörlich und gestatteten ihm nicht, während des größten Theils der Nacht ein Auge zu schließen.

So kam es, daß Georg, trotz der Lichtströme, die in sein Zimmer drangen, trotz dem Knistern des Feuers, das schon vor zwei Stunden ein Diener angezündet hatte, zu dieser vorgerückten Stunde noch schlief.

Eine frische, draußen singende Stimme weckte ihn aus diesem tiefen Schlummer.

Es schien ihm im ersten Augenblicke, als ob er im Traume eine bekannte Melodie höre.

In der That waren die Töne, die sein Ohr berührten, ihm nicht neu.

Er öffnete die Augen, erhob sich, auf seinen Ellenbogen gestützt, lauschte, und erkannte bald die lieblichen Lieder der hübschen Pivoine, Lieder, die er bei seinem ersten Besuch in Nodêsmes gehört hatte.

Er sprang aus dem Bett, warf hastig ein Kleidungsstück über und eilte an's Fenster.

Ein reizendes Schauspiel bot sich seinen Blicken.

Pivoine, denn sie war es, kehrte mit einem kleinen Besen in der Nähe des Pavillons den Schnee von dem gefrornen Boden, bis sie einen weiten Kreis frei gemacht hatte.

Die Kälte des Morgens erhöhte die Farbe ihrer Wangen, und verlieh ihrem reizenden Gesicht einen noch lieblichern Ausdruck.

Während dieser Arbeit sang sie die folgende Improvisation:

„Petis oiseaux des bois
Venez, Venez, venez,
Il fait froid, les cieux sont glacés,
Venez, venez à moi.

. . . .

Alouettes,
Fauvettes,
Pierrots tapageurs
Et voleurs
Petits oiseaux des bois
Venez, venez à moi.

. . . .

Partout la neige blanche,
Comme un manteau couvre le sol,
En vain le gentil rossignol
Appelle et genirt sur la branche,

La linotte, pauvre petite,
Crie, affamée et sans abri,
Le chardonneret cherche un gîte
Et cole au coin du feu d'un laboureur ami

. . . .

Petits oiseaux des bois
Venez, venez à moi.
Vous avez froid, vous avez faim,
Et je vous apporte du grain."*)

Pivoine schien jetzt den Kreis für groß genug zu halten. Sie lehnte ihren Besen an einen Baumstamm und nahm aus ihrer Schürze einige Hände voll Getreide, Hafer und Hanfsaamen, streute sie auf den Boden und entfernte sich einige Schritte.

Eine Secunde später fiel ein Schwarm kleiner Vögel darüber her und hatte im Augenblick Alles verzehrt.

Pivoine klatschte dann in die Hände, stieß einen Freudenschrei aus und verschwand im Gehölz.

---

*) Ihr kleinen Vögel des Waldes, kommt, kommt, kommt! Es ist kalt, die Seen sind gefroren, kommt, kommt zu mir. Ihr Lerchen, ihr Grasmücken, ihr lärmenden Sperlinge! Ihr kleinen Vögel des Waldes, kommt, kommt zu mir! Ueberall bedeckt weißer, glänzender Schnee, wie ein Mantel, die Erde; vergebens klagt die zarte Nachtigall und seufzt auf ihren Zweigen; der arme, kleine Hänfling schreit verhungert und ohne Obdach, der Stieglitz sucht ein Nest und fliegt zum Kamin eines befreundeten Landmanns. — Kommt zu mir, ihr kleinen Vögel des Waldes, ihr friert, Ihr habt Hunger und ich bringe euch Speise.

chardonneret heißt nicht Stieglitz
sondern Distelfink

„Pardieu, ein liebliches Kind!“ sagte Georg und ließ den Vorhang zurückfallen, um seine Toilette zu beendigen. „Ich habe oft an sie gedacht... Aber damals hatte ich mehr zu thun, während ich mich heute in diesem verfluchten Lande ennuyire ... Wir werden sehen.“

Nachmittags ließ Georg Jules von Nodèsmes zu den Füßen Danaens zurück, verließ das Schloß und vertiefte sich in den Park, wo er zwecklos umherirrte, sich abquälend, um ein Mittel zu finden, die Vorgänge in der Familie Choisy zu erfahren, und sich mit Esther in Verbindung zu setzen.

Aber seine sonst so fruchtbare Einbildungskraft ließ ihn diesmal im Stich.

Ein frisches und leichtes Lachen ließ sich hinter ihm vernehmen; er drehte sich um, und erblickte Pivoine, die ihn verwundert hatte gesticuliren sehen.

Als das junge Mädchen die Augen Georgs auf sich gerichtet sah, machte sie eine leichte Verbeugung, drehte sich um, und entfloh.

„Mademoiselle!“ sagte Georg, ihr nacheilend.

Sie hörte auf zu laufen.

„Mademoiselle Pivoine!...“ fuhr d'Entragues fort.

Als Pivoine sich beim Namen nennen hörte, blieb sie stehen, ging auf Georg zu, und fragte ihn mit lebhafter Neugierde:

„Halt! Sie wissen meinen Namen, mein Herr! Woher wissen Sie ihn?“

Georg konnte sich eines leichten Lächelns nicht erwehren.

„Aber, Mademoiselle,“ sagte er, „ich kenne Sie seit langer Zeit.“

„Sie?“ sagte Pivoine, mehr und mehr erstaunend.

„Gewiß! Und ich habe Sie auf eine ganz besondere Art kennen gelernt.“

„Sie scherzen!“ sagte das junge Mädchen.

„Durchaus nicht!“

„Aber, ich habe Sie niemals gesehen, mein Herr!“

„Das weiß ich wohl ....“

„Ah!“

„Und außerdem können Sie mich wohl gesehen haben, ohne sich daran zu erinnern, während das bei mir nicht der Fall ist.“

„Weshalb das?“ fragte sie.

Georg zögerte, ohne zu antworten, denn er fühlte eine der galanten Phrasen sich auf seine Lippen drängen, die man heute nur noch auf Bonbondevisen sieht; doch überlegend, daß er zu einem Landmädchen spreche,“ antwortete er, nicht ohne zu erröthen:

„Weil man, Mademoiselle, wenn man ein Mal das Glück gehabt hat, Sie zu sehen, Sie im ganzen Leben nicht wieder vergißt.“

Dieses Compliment schien Pivoine sehr zu gefal-

len, welche lächelnd die Augen senkte, ein Mäulchen zog, und mit dem Zipfel ihrer Schürze spielte.

„Diese Kleine verspricht viel!“ sagte Georg leise zu sich selbst.

„Soll ich Ihnen,“ sagte er laut, die Umstände zurückrufen, unter denen ich das Glück hatte, Sie zu sehen, nur kurze Zeit, wenige Augenblicke, aber doch lange genug, um Ihr liebliches Bild nie mehr wieder zu vergessen?“

Georg begleitete diese bukolische Phrase mit der üblichen Geste der Liebhaber im Vaudeville, d. h., er legte die Hand auf das Herz.

„Gut,“ antwortete Pivoine, ihre großen Augen zu ihm aufschlagend und sich selbst gestehend, daß Georg die charmanteste Creatur sei, von dem jemals ihre jungfräuliche Phantasie geträumt.

„Erinnern Sie sich der ersten Tage des Januars dieses Jahres . . . erinnern Sie sich?“

„Ich erinnere mich.“

„Erinnern Sie sich einer kleinen, von einer alten Weide überschatteten Quelle, hier im Park, dort unten auf der andern Seite der Allee? Wissen Sie was ich sagen will?“

„Vollkommen!“

„Eines schönen Nachmittags spiegelte sich das hübscheste Mädchen, das man sich denken kann, in dieser

Quelle, und schmückte ihr braunes Köpfchen mit einer Krone von Schilf . . .“

„Ah!“ rief Pivoine.

„Dieses entzückende Kind glaubte sich allein,“ fuhr Georg d'Entragues fort, „aber hinter dem Stamm der Eiche stand ein junger Mann, der allen ihren Bewegungen mit verwunderten Blicken folgte.“

„Ein junger Mann!“ rief Pivoine, mit eminenter Gewandtheit die Erstaunte spielend.

„Ein leichtes Rascheln der Blätter verrieth, unglücklicher Weise nur zu früh, die Anwesenheit des indiscreten Zuschauers, und das hübsche Mädchen entfloh, wie eine erschreckte Hindin. Dieses reizende Kind waren Sie, Mademoiselle, und der junge Mann war ich!“

„Und nachher?“ fragte Pivoine.

„Zwei oder drei Tage waren vergangen,“ antwortete d'Entragues, als ich wieder im Park war, um mit dem Herrn von Nodêsmes einen Rehbock zu jagen. Mein Pferd trug mich zu einem Dickicht, wo sich unter einem alten, mächtigen Eichbaum eine Rasenbank befand. Sie saßen auf dieser Bank, Mademoiselle, aber dies Mal waren Sie nicht allein. Es saß ein junger Mann neben Ihnen . . . mein Freund . . . Der Vicomte Jules von Nodêsmes.“

Pivoine senkte das Köpfchen, erröthete bis auf das Weiße der Augen und zerknitterte eifriger, als je, den Zipfel ihrer Schürze.

„Er flüsterte Ihnen Liebesworte zu," fuhr d'Entragues fort; „er schwur Ihnen ewige Zärtlichkeit, und Sie antworteten ihm mit spöttischer Stimme, daß, wenn er Sie wirklich liebe, er nicht auf den Gedanken kommen könne, nach Paris zu gehen, und ich wunderte mich, wie ein Mann, der Sie täglich sehen und sprechen kann, daran denken konnte, Sie auch nur für einen Tag zu verlassen, während ich mir wiederholte, daß ich an der Stelle meines Freundes die Welt darum gegeben haben würde, Sie nimmer verlassen zu müssen."

„Und doch," murmelte Pivoine, „und doch ist er abgereis't."

„Er ist gereis't, und unfähiger, als je, zurückgekehrt, den Schatz zu begreifen, den er vernachlässigt hat . . ."

„Wie so?"

„Wissen Sie nicht, daß er nicht allein zurückgekehrt ist?"

„Es ist eine schöne Dame im Schlosse."

„Seine Maitresse!" sagte Georg.

„Seine Maitresse?" rief Pivoine.

„Gewiß."

„Mein Vater sagte mir, und alle Welt glaubt es hier, daß diese Dame eine Verwandte von ihm ist . . . und doch hatte ich meinen Zweifel daran . . .

„Ah! Ah! Ich sah sie oft zusammen zu Pferde im Park, und wenn sie in irgend eine einsame Allee einbogen, wo sie sich unbeobachtet glaubten, legte Herr Ju-

les seinen Arm um die Taille der Dame, und näherte sich ihr so weit, daß man hätte darauf schwören mögen, er habe sie geküßt.“

„Und bemerkten Sie das — zufällig?“

„Wahrhaftig, ja! Aber zuweilen verbarg ich mich, um sie zu beobachten . . . Ei, wie schön diese Dame ist! . . .“

„Hundert Mal weniger schön, als Sie.“

„Sie sagen das nur!“

„Ich bin davon überzeugt!“

„Kennen Sie diese Dame?“

„Ja.“

„Näher?“

„Sehr nahe.“

„Ist sie reich?“

„Sehr reich!“

„Dann wird der Herr Vicomte sich also mit ihr vermählen?“

„Nein, das gewiß nicht!“

„Und weshalb nicht?“

„Aus sehr triftigen Gründen.“

„Aus welchen?“

„Weil sie bereits vermählt ist.“

„Vermählt!“ rief Pivoine, „das ist entsetzlich!“

Georg belächelte in seinem Innern diese Entrüstung der Unschuld.

„Aber, wenn diese Dame vermählt ist, wie hat sie

sich entschließen können, ihren Gemahl zu verlassen, und mit Herr Jules hierherzukommen?“

„Um Ihnen das zu erklären, müßte ich Ihnen eine ganze Geschichte erzählen.“

„O, erzählen Sie, ich bitte Sie,“ sagte Pivoine, deren Neugierde im höchsten Grade erregt war.

Die Unterhaltung des jungen Mädchens mit Georg war im Geheim geführt worden, und Beide befanden sich in diesem Augenblick dicht bei dem Pavillon, den Georg bewohnte.

„O, erzählen Sie, erzählen Sie,“ sagte Pivoine mit Beharrlichkeit.

„Sehr gern,“ antwortete der Graf, „aber es ist kalt, und Ihre hübschen, rosigen Wangen färben sich bereits violet . . . treten Sie zu mir herein, wir werden drinnen angenehmer plaudern.“

„Zu Ihnen?“ fragte Pivoine, instinctartig zurückschaudernd. „Das wage ich nicht.“

„Weshalb?“

„Wahrhaftig . . .“

„Fürchten Sie sich vor mir?“ rief Georg lachend.

„O, nein, mein Herr . . . im Gegentheil . . . aber . . .“

„Aber was?“

„Wahrhaftig, was würden die Leute dazu sagen, wenn sie es wüßten?“

„Sie würden nichts sagen, denn es ist nichts

Böses dabei, und außerdem wird es Niemand erfahren.“

Pivoine that einen Schritt vorwärts, und halb von der Neugierde, halb von Georg weiter gezogen, überschritt sie die Schwelle des kleinen Hauses.

„Steigen wir hinauf!“ sagte Georg.

Das arme Kind erreichte die hinter Orangenbäumen verborgene Schwelle, ohne zu bemerken, daß Georg d'Entragues geräuschlos den Riegel der Thür vorgeschoben hatte.

Was für eine Geschichte erzählte Georg Pivoinen? Was geschah im Innern des Pavillons? Wir wissen es nicht.

Intriguen.

„Guter Rath kommt über Nacht!“

Dieses Sprichwort bewährte sich, wie so oft, auch bei Georg d'Entragues. Er fand in der Stille der Nacht den Plan, den er am Tage vorher vergeblich gesucht hatte und beeilte sich, ihn mit dem ersten Strahl der Morgensonne in's Werk zu setzen.

Sobald er sich angekleidet hatte, verließ er das Zimmer, stieg in die erste Etage hinab, zog den Riegel der Thür auf, die in's Feld hinaus führte, nahm den Schlüssel und steckte ihn in seine Tasche, um später von außen öffnen zu können.

Nachdem dies geschehen, ging er in die Ställe, ließ sich ein Pferd von einem kaum erwachten Reitknechte satteln und schlug im Galopp den ersten Weg ein, der sich ihm darbot.

Nachdem er etwa eine Wegstrecke von einer und einer halben Meile zurückgelegt hatte, zog er den

Zügel an, hob sich in den Bügeln und schaute sich, wie Jemand, der etwas sucht, zur Rechten und zur Linken im Felde um.

Langsam weiterreitend, gelangte er endlich zu einem kleinen, ärmlichen Hause, das von verkrüppelten Aepfelbäumen umgeben war.

Auf der Schwelle dieser Hütte stand ein großer, wohlgewachsener Bursche und reinigte eine alte Jagdflinte, während ein magerer und schäbiger Hund mit aufmerksamem Auge den Bewegungen seines Herrn folgte.

Georg hielt sein Pferd an. Der große Bursche unterbrach seine Beschäftigung und blickte verwundert den Ankömmling an, während der Hund ein dumpfes Knurren vernehmen ließ.

„Sagt mir, mein Freund, ist bei Euch ein Glas Cider zu haben?“

„Es ist hier kein Gasthaus,“ antwortete der Bursche mürrisch.

„Ich verlange es auch nur als eine Gefälligkeit und bitte Euch, dies anzunehmen.“

Und er griff bei diesen Worten in die Tasche und reichte dem Burschen zwei Fünffrankenthaler.

Beim Anblick des Geldes wechselte dieser plötzlich das Gesicht.

„Haben Sie die Güte, abzusteigen, mein Herr,“ sagte er mit möglichster Freundlichkeit; „ich werde Ih-

nen sogleich einen Topf köstlichen Ciders vom Fasse ziehen.

„He! Colas! Colas! komm hierher! schnell!“

Ein Kind von sieben Jahren, von elendem und kränklichem Aussehen und in Lumpen gehüllt, erschien auf den Ruf.

„Nimm den Zügel des Pferdes dieses guten Herrn und halt es fest. Aber,“ fuhr er zu d'Entragues gewendet fort, „treten Sie doch ein, treten Sie ein, mein Herr!“

Im Augenblicke loderte, durch ein Bündel trockenes Haidekraut belebt, das Feuer auf dem Heerde, neben welchem Georg sich niedergelassen hatte, seine Lippen mit der wässerigen und sauren Feuchtigkeit benetzend, die der große Bursche mit einem Glase aus einem mächtigen Topfe geschöpft hatte, der auf einem Tischchen neben dem Grafen stand.

D'Entragues begann die Conversation, erkundigte sich nach der Lage seines Wirthes und schien mit lebhaftem Interesse zu vernehmen, daß dieser Joseph Kernec hieß und mit vorerwähntem Kinde im tiefsten Elend stecke.

Wilddieberei und der Verkauf des Wildes fristeten kümmerlich das Leben dieser beiden armen Geschöpfe.

„Und woraus besteht Euer Jagdanzug?“ fragte d'Entragues nach mehreren anderen Fragen.

„Aus einer grauen Blouse, die ich über meine

Kleider ziehe, einem Filzhut mit breiten Krempen, um mich gegen den Regen zu schützen, und hoch hinaufgehenden Ledergamaschen."

„Wollen Sie mir wohl diese Kleidungsstücke zeigen?" fragte Georg.

„Wozu, mein Herr? Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß nichts besonders Merkwürdiges daran ist," antwortete der Bursche, erstaunt über dieses Verlangen.

„Thut nichts . . . es würde mir Spaß machen, sie zu sehen."

„Meinetwegen," sagte der Wilddieb; „wenn das der Fall ist, will ich sie Ihnen zeigen."

Und in eine Kammer gehend, breitete er nach einigen Secunden die Blouse, den Filz und die Gamaschen vor den Augen des Grafen aus, indem er sagte:

„Sie sehen, es ist nicht der Mühe werth . . ."

„Wieviel wollt Ihr für dies Alles?" fragte d'Entragues.

„Haben Sie etwa Lust, diese Lumpen zu kaufen?"

„Ja."

„Aber ich, ich kann sie nicht verkaufen."

„Weshalb nicht?"

„Weil ich sobald als möglich auf die Jagd gehen will, um etwas zum Essen zu schaffen."

„Ich verstehe . . . aber es ist meine Absicht, Euch dafür in einer Weise zu bezahlen, daß Ihr keinen Ver-

lust dabei haben sollt... Ich biete Euch drei Louisd'ors für Eure Equipage."

„Louis zu vierundzwanzig Franken?" fragte der Wilddieb.

„Ja."

„Aber das würde zweiundsiebzig Livres machen?"

„Ganz recht."

„Und Sie bieten mir das im Ernst?"

„Gewiß."

„Es gilt," rief der Bursche entzückt; „schlagen Sie ein, mein Herr, der Handel ist gemacht."

„Und hier ist das Geld," sagte Georg, seinem Wirthe drei Napoleons und drei Fünffrankenstücke reichend.

„Ich muß Ihnen drei Franken zurückgeben," sagte der Wildieb, „aber ich habe kein Geld."

„Die drei Franken sind für Colas," antwortete d'Entragues lächelnd; „seid so gut, dies Alles in ein möglichst kleines Bündel zusammenzupacken."

„Ich werde es selbst tragen, wenn Sie es wünschen."

„Das ist nicht nöthig; thut, was ich sage."

„Aber der Hut?"

„Rollt ihn mit dem Andern zusammen; es ist gleichgiltig, ob er ein wenig mehr oder weniger aus der Façon gebracht wird."

Der Bursche gehorchte und nach fünf Minuten

saß Georg wieder auf seinem Pferde, nachdem er das Päcktchen am Sattelknopfe befestigt hatte.

Kaum eine Stunde später ritt er längs der Mauer des Parks bis zur Hinterthür des Pavillons, öffnete diese mit dem Schlüssel, den er eingesteckt hatte, und verbarg das Packet unter einem der Kübel, in welchen die Citronenbäume standen. Dann, sein Pferd wieder besteigend, schlug er den Hauptweg ein und gelangte in dem Augenblicke im Schlosse an, wo Jules und Danaë sich eben zum Frühstück niedergesetzt hatten.

Gegen Mittag kehrte Georg, eine heftige Migraine vorschützend, in seinen Pavillon zurück, und fast zu gleicher Zeit trat schüchtern, mit erröthenden Wangen und gesenkten Augen, die hübsche, naive Pivoine bei ihm ein.

Unsere Keuschheit als Erzähler gestattet uns nicht, mitzutheilen, was zwischen ihnen vorging, und wir verweisen unsere Leser an die Geschichte des guten Lafontaine: Wie den Mädchen der Witz kommt.

Abends benachrichtigte Georg, dessen Migraine verschwunden war, den Vicomte, daß er die Absicht habe, den größten Theil des folgenden Tages bei seiner Tante in Lussac zuzubringen.

Jules wünschte ihn zu begleiten, aber Georg lehnte

dieses Anerbieten unter dem Vorwande ab, daß die Krankheit seiner Tante sie des Vergnügens berauben werde, Herrn von Nodèsmes bei sich zu empfangen.

Der Vicomte, sehr zufrieden, sich selbst nicht für einige Stunden von seiner geliebten Danaë entfernen zu müssen, stand gern von einem Anerbieten ab, das er nur der Convenienz wegen gemacht.

Mit Anbruch des Tages stieg also d'Entragues, wie am gestrigen Morgen, zu Pferde, ließ das letztere im Gasthofe des nächsten Dorfes, kehrte durch die Hinterthür in den Pavillon zurück, wechselte seine Kleider gegen das vom Wilddieb gekaufte Jagdcostüm um, drückte den alten, breitkrämpigen Filzhut tief in die Augen, warf eine Jagdflinte über die Schulter und schlug zu Fuß den Weg nach dem Schlosse Choisy ein, vollkommen sicher, von Niemand in dieser ländlichen Verkleidung erkannt zu werden.

Der Weg von Nodèsmes nach Choisy war weit und Georg hielt ungefähr auf der Hälfte der Entfernung an, um in einer Auberge zu ruhen.

Erfrischt durch einen Eierkuchen und Hammelsrippchen, die man ihm vorgesetzt hatte, machte er sich von Neuem auf den Weg und langte gegen Mittag in der Nähe der Terrasse an, von welcher Esther einige Monate früher die Camelie, die sie in der Hand hielt, zu Georgs Füßen hatte niederfallen lassen.

Georg, der seine Anwesenheit in der Normandie

nicht bekannt werden lassen wollte, durfte nicht daran denken, in den Schloßhof zu gehen.

Er irrte also in der Nähe des Gartens umher, hoffend, daß ihm der Zufall Gelegenheit geben werde, sich die Nachrichten zu verschaffen, deren er bedurfte.

Wie gewöhnlich, begünstigte ihn auch diesmal der Zufall und führte ihm die erwünschte Gelegenheit in der Person eines Bedienten in rother Livree und finnigem Kupfergesicht zu, der, das Dorf verlassend, einer der Dorfkneipen zuwandelte.

Wir müssen hier zum besseren Verständniß unserer Leser bemerken, daß der Herr von Choisy, seit dem Tage, wo er sich, ein Rad schlagend, sagen konnte: Meine Tochter wird Fürstin werden! es für geeignet gehalten hatte, seine alten treuen Diener durch eine unverschämte Dienerschaft zu ersetzen, deren großes Verdienst in seinen Augen darin bestand, sich in den Vorzimmern der vornehmsten Aristokratie von Paris umhergetrieben zu haben.

Georg näherte sich dem Bedienten, der die Melodie einer Romanze trällerte und sich mit dem impertinentesten Schaukeln auf seinen Hüften wiegte und sagte zu ihm:

„He! guter Freund! . . .“

„Freund!“ rief der Bediente patzig, „sagen Sie doch, Sie, Mann, was haben wir mit einander zu schaffen gehabt?“

„Keine Impertinenz! ich bitte darum!“ sagte d'Entragues, dessen trockener, schneidender und hochmüthiger Ton so sehr die Gewohnheit des Befehlens verkündigte, daß der Bediente, troß der schmutzigen und elenden Kleidung des Grafen, sogleich begriff, mit wem er es zu thun hatte, maschinenmäßig die Mütze zog und höflich antwortete:

„Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?“

„Ich habe Ihnen etwas zu sagen; gehen wir irgend wohin, wo man uns vom Schlosse aus nicht mit einander sprechen sehen kann.“

„Wir werden dort hinter der kleinen Mauer vollkommen sicher sein,“ sagte der Diener.

„Lieben Sie Bankbillets?“ fragte Georg ohne Umschweife, als sie sich an dem bezeichneten Orte, außerhalb des Bereichs indiscreter Blicke, befanden.

„Sehr viel, mehr als Peitschenhiebe,“ antwortete der Bediente, mit einem Lächeln, das geistreich sein sollte.

„Hier ist eins, das Sie sich leicht verdienen können,“ sagte d'Entragues, und hielt dem Burschen ein Bankbillet von fünfhundert Franken unter die Augen, das er im Sprechen aus seiner Tasche gezogen hatte.

Der Bediente blinzelte lüstern aus dem Winkel seines rechten Auges nach dem kostbaren Papier:

„Wenn ich's kann . . . mit Vergnügen.“

„Sie können es . . . es wird nicht schwer sein.“

„Was muß ich thun?“

„Mir einige Nachweisungen geben, deren ich bedarf.“

„Ah! ah!“ dachte der Bursche, „dahinter steckt eine Liebesgeschichte.“ Der listige Schuft hatte bereits die Eleganz der Coiffure, den Wappenring und die kostbare Tuchnadel bemerkt, die Georg in seiner Eile abzulegen vergessen hatte und die auffallend mit dem ärmlichen Costüm seiner Verkleidung contrastirten.

„Ich wette, daß es sich um Mademoiselle handelt,“ fügte er laut und mit einem Gelächter hinzu, das seine vollkommene Zufriedenheit mit seinem Scharfsinne bewies.

„Sie haben recht gerathen,“ antwortete d'Entragues; „ich wünschte zu wissen, wenn die Vermählung von Mademoiselle Esther stattfinden wird.“

„Ich weiß es nicht, denn der Fürst ist in seine Heimath gereis't und hat noch keine Nachricht über die Zeit seiner Rückkehr gegeben. Außerdem ist Mademoiselle seit der Rückkehr hierher heftig erkrankt, und obgleich es jetzt ein wenig besser geht, so kann man doch noch immer nicht mit Sicherheit behaupten, daß sie davonkommen wird.“

„Krank! . . . sehr krank!! . . . in Gefahr!!“ rief Georg; „ist es möglich, ist es möglich?“

„Gewiß, die Aerzte verlassen das Schloß nicht; aber, wie ich Ihnen eben sagte, es geht ein wenig besser . . .“

„Und an welcher Krankeit leidet sie?“

„Ich kenne den Namen nicht, den ihr diese Herren geben, aber sie liegt im Fieber und delirirt.“

„Halt,“ sagte Georg, dem Diener das Bankbillet reichend, „dies Billet gehört Ihnen und andere werden nachfolgen, wenn Sie pünktlich ausführen wollen, was ich Ihnen auftragen werde.“

„Mit Vergnügen; und da Monsieur mich bezahlt, werde ich mich als in seinen Diensten betrachten.“

„An jedem Morgen werden Sie mich von Allem, was im Schlosse geschieht, durch ein paar Zeilen benachrichtigen, das Gesundheitsbulletin der Mademoiselle Esther beifügen und diese Zeilen hier verstecken . . .“

Und Georg zeigte auf eine Spalte zwischen zwei Mauersteinen.

„Monsieur können sich auf meine Pünktlichkeit verlassen.“

„Habe ich mit Ihnen zu sprechen, so werden Sie an derselben Stelle ein Wort von mir finden, welches Sie zu einem Rendezvous entweder hierher, oder in eine Dorfkneipe bescheidet.“

„Gut.“

„Wie heißen Sie?“

„Sonst hieß ich Baptist, aber der Herr v. Choisy hat mich debaptisirt und ich heiße jetzt Lafleur.“

„Wohlan, Lafleur, ich rechne auf Sie.“

„Monsieur wird bedient werden für sein Geld.“

„Ich werde morgen wiederkommen.“

„Der Bericht wird hier sein.“

„Kein Wort zu irgend Jemandem, wer es auch sei.“

„Monsieur kann ruhig schlafen: sein Geheimniß ist sicher.“

„Es ist gut.“

Der Bediente entfernte sich vergnügt, seinen Schatz im Schlosse zu verbergen, und Georg wanderte sorgen- und gedankenvoll nach dem Schlosse Nodêsmes zurück.

Und während der Tod über dem Haupte dieses lieblichen Kindes schwebte, von dem er sich geliebt wußte, überlegte der infame Roue, daß der Tod Esthers vielleicht das Sandkorn sein würde, das Gebäude seiner Pläne zu zertrümmern.

Monsieur Lafleur.

Drei Wochen waren vergangen.

Fast an jedem Tage begab sich d'Entragues nach Choisy, um die Berichte Lafleurs zu holen und da er nicht an jedem Morgen fast zwei Meilen zu Fuß machen konnte, so war er, für den Augenblick auf seine Verkleidung verzichtend, abwechselnd geritten, im eiligen Vorüberreiten die Briefe aus der Mauerspalte nehmend.

Die Nachrichten, die er rücksichtlich der Gesundheit Esthers empfing, wurden von Tag zu Tag befriedigender und bald befand sich die junge Dame in vollkommener Reconvalescenz.

Von der Rückkehr des Herrn von Falkenberg war noch nicht die Rede.

Eines Tages fand Georg in dem Verstecke eine lange und wirre Epistel, von der man kein Wort begreifen konnte, denn der Styl des würdigen Lafleur

zeichnete sich keineswegs durch Verständlichkeit und Sauberkeit aus.

Georg schrieb also einige Worte auf ein aus seinem Portfeuille gerissenes Blatt, worin er Lafleur zu einem Rendezvous auf den nächsten Mittag beschied.

Wir wollen jetzt unsern Leser von dem in Kenntniß setzen, was Georg bei dieser Gelegenheit erfuhr und uns bemühen die Lücken auszufüllen, welche die Unkenntniß Lafleurs rücksichtlich verschiedener Umstände veranlaßte.

Am gestrigen Tage, in dem Augenblick, wo Esther zum ersten Mal wieder ihr Bett verlassen und in einem ungeheuren Lehnstuhl, neben dem Feuer in ihrem Schlafzimmer, aufgesessen hatte, war ein Brief angekommen.

Dieser Brief, mit einer Menge fremder Poststempel bedeckt, konnte, vermöge der Größe seines Couverts und der Größe seines Siegels, für eine diplomatische Depesche gelten.

Der Herr von Choisy hatte ihn eilig erbrochen und sogleich unverkennbare Zeichen der äußersten Bestürzung und Verzweiflung an den Tag gelegt.

Unmittelbar, nachdem er gelesen, hatte er, trotz der Thränen seiner Tochter und der Bitten seiner Frau, zwei oder drei Koffer mit allem für eine lange Reise Erforderlichen packen lassen. Postpferde waren von Grandville geholt worden und der Herr von Choisy in Begleitung eines einzigen Dieners abgereis't.

Das war Alles, was Lafleur wußte. Fügen wir jetzt hinzu, was er nicht wußte.

Der Brief, der eine lebhafte Rückwirkung auf den Herrn von Choisy gemacht hatte, war vom Intendanten des Fürsten von Falkenberg.

Dieser Letztere meldete dem alten Krautjunker, daß sein Gebieter plötzlich von einer ansteckenden Krankheit, endemisch in ihrer Gegend, ergriffen worden sei, zwischen Leben und Tod schwebe und von den Aerzten fast aufgegeben sei.

„Dann ist es sicher verloren!“ hatte Herr von Choisy gerufen. „Die Aerzte dieses fernen Landes sind ohne Zweifel Ignoranten, die mir meinen Schwiegersohn sterben lassen werden . . . und einmal todt, wo einen zweiten Fürsten finden, der meine Tochter zur Fürstin machen will? . . . Hier hilft kein Zaudern; ich muß reisen, mich auf der Durchreise der berühmtesten Pariser Aerzte versichern, um sie in größter Eile mit mir nach Polen zu nehmen.“

Und so hatte der alte Norman, trotz seines Rheuma, wenige Stunden nach Empfang dieses Briefes über Hals und über Kopf sein Schloß verlassen.

Georg empfand über die Entfernung des Herrn von Choisy eine lebhafte Freude, eine Entfernung, die ihn zugleich mit der Abwesenheit des Fürsten von Falkenberg, zum Herrn des Terrains machte.

So vergingen einige Wochen. Die Genesung

Esthers machte glückliche Fortschritte und das junge Mädchen kehrte allmälig zu ihren frühern Lebensgewohnheiten zurück und schon hatte der Arzt das Aufgeben der strengen Diät und einen zweistündigen Spatziergang bei schönem Wetter gestattet.

Eine leichte Blässe, eine kaum bemerkbare Abmagerung, waren die einzigen Spuren, welche diese drohende Krankheit zurückgelassen hatte.

An jedem Morgen begab sich d'Entragues nach Choisy, um neue Nachrichten zu empfangen und an jedem Abend, um zehn Uhr, kehrte er, Jules und Danaë verlassend, in seinen Pavillon zurück, wo Pivoine, die sich heimlich aus der Wohnung ihres Vaters gestohlen, bereits seiner harrte, um ihn nur erst vor Anbruch des Tages wieder zu verlassen.

Der Augenblick zur Entwicklung der so langsam und geduldig angelegten Intrigue war endlich gekommen.

Er schrieb also an Esther den folgenden Brief:

„Seit dem Tage, Mademoiselle, wo ich von Ihnen einige Zeilen empfing, deren Inhalt nie meinem Herzen, nie meinem Gedächtniß entschlüpfen wird, habe ich keinen andern Gedanken, kein anderes Verlangen gehabt, als mich dem Vertrauen, und, ich darf es wohl sagen, der Zuneigung werth zu bezeigen, deren Sie mich gewürdigt.

„Ich habe damals viel und schmerzlich gelitten,

Mademoiselle; ich habe vielleicht noch mehr gelitten in der kaum verflossenen Zeit, wo der Todesengel über Ihrem Engelshaupte schwebte und ich an jedem Morgen, unter gemeinen Kleidern versteckt, in quälender Unruhe in der Umgebung des Schlosses erschien, um Nachrichten über Ihr Befinden einzuziehen.

„Gott hat Sie vom Tode gerettet und an mir ist es, Sie jetzt von der verhaßten Vermählung zu erretten, die Ihr Lebensglück zerstören und das meinige vernichten würde.

„Diese verhaßte Verbindung, Esther, wird, glauben Sie mir, bei meinem Leben nicht stattfinden.

„Ich muß Sie sehen, Mademoiselle, ich muß mit Ihnen über meine Pläne sprechen; ich muß Ihnen mittheilen, was ich für unser beiderseitiges Glück zu thun beabsichtige.

„Einer der Diener Ihres Vaters wird es mir möglich machen, morgen beim Einbruch der Nacht in Ihren Garten zu gelangen. Ich werde mich in einem dichten Gebüsch, in der Nähe des Gewächshauses, verbergen, das wir zusammen an dem Tage besuchten, wo ich das Glück hatte, Sie zum ersten Male zu sehen.

„Sie werden mich nicht vergeblich harren lassen?

„Bedenken Sie, daß ich, ohne Sie gesehen zu haben, nichts zu unternehmen wagen kann . . .

„Bedenken Sie, daß die Zeit Flügel hat und eine verlorne Stunde sich vielleicht nicht wiederfinden läßt.

„Haben Sie kein Bedenken, Mademoiselle; vertrauen Sie meiner Liebe, meiner Aufrichtigkeit . . .

„Meine Ehre ist es, die Ihnen die Ihrige verbürgt . . . .“

. . . .

Nachdem er diesen Brief beendigt, stieg d'Entragues zu Pferde und traf mit Lafleur in einer kleinen Auberge an der großen Straße zusammen.

„Was giebt's Neues?“ fragte er eintretend.

„Nichts, mein Herr Graf,“ antwortete der Diener.

Georg hatte es für gut gehalten, dem ehrlichen Diener des Herrn von Choisy gegenüber seinen wahren Namen beizubehalten.

„Keine Briefe von Ihrem Herrn an seine Gemahlin?“

„Nein, mein Herr Graf.“

Georg wußte noch nicht, daß der Norman nach Polen gereis't war, um dem Fürsten von Falkenberg ärztliche Hilfe zu bringen.

„Hat der Herr Graf mir für heute etwas zu befehlen?“

„Ja.“

„Ich erwarte die Befehle des Herrn Grafen.“

„Zuerst lassen Sie sich von Madame von Choisy zum Teufel jagen.“

„Wie!“ rief Lafleur; „sprechen Sie im Ernst, mein Herr Graf?“

„Ohne Zweifel.“

„Aber was soll nachher aus mir werden?“

„Ich werde Sie in meine Dienste nehmen und zahle Ihnen hiermit Ihren ersten Jahresgehalt.“

Und Georg reichte dem Diener ein Billet von tausend Francs.

„Das ist etwas Anderes!“ sagte Lafleur. „Wenn soll ich mich fortjagen lassen?“

„Heut Abend.“

„Sehr wohl . . . es hängt im Cabinette des Herrn ein mächtiger Stammbaum, den die ganze Familie wie ihren Augapfel hütet: ich werde ihn beschädigen, als ob es zufällig geschehen wäre, und bin sicher, sofort meinen Laufpaß zu erhalten.“

„Sie haben vorher einige Aufträge zu besorgen. Zuerst werden Sie sich des Schlüssels der kleinen Hinterthür des Gartens bemächtigen, um mir denselben zu überbringen.“

„Das ist leicht, ich weiß zufällig, wo er aufbewahrt wird.“

„Dann werden Sie heimlich diesen Brief in die Hände der Mademoiselle Esther übergeben.“

„Es wird geschehen.“

„Haben Sie Kleider, außer Ihrer Livree?“

„Gewiß.“

„Sie werden die Livree der Choisy ausziehen und mich im Schlosse Nodêsmes treffen.“

„Ich habe just eine Phantasie-Livree, die ich trage, wenn ich außer Dienst bin.“

„Gut; ich werde Sie heut Abend mit dem Schlüssel erwarten.“

„Ich werde pünktlich sein und den Brief übergeben ... Apropos, mein Herr Graf, darf ich der Dienerschaft im Schlosse Nodêsmes sagen, daß ich im Dienste des Herrn von Choisy gestanden habe?“

„Nein; Sie werden ganz einfach auf alle Fragen, die man Ihnen vorlegen wird, antworten, daß Sie von einem meiner Freunde aus Paris geschickt worden sind.“

An demselben Abend überlieferte Lafleur seinem neuen Gebieter den gestohlenen Schlüssel und zog, als Kammerdiener Georgs, im Schlosse ein.

Esther.

Am Nachmittag des nächsten Tages verließ Georg heimlich den Pavillon, diesmal mit den Kleidern angethan, die er einige Wochen zuvor von dem Wildschützen gekauft hatte.

Beim Einbruch der Nacht schlich er sich in den Garten des Schlosses Choisy, und im Schatten der hohen Mauer fortschreitend, gelangte er endlich in das von Esther bezeichnete Dickicht.

Ein tiefes Schweigen ruhte auf dem Garten und den umgebenden Feldern; die Dunkelheit wuchs und die Fenster des Schlosses erhellten sich eines nach dem andern.

Eine halbe Stunde lang fürchtete d'Entragues, daß Mademoiselle von Choisy, durch irgend ein unvorhergesehenes Hinderniß, oder jungfräuliche Schüchternheit ab=

gehalten, nicht kommen würde; aber endlich wurden die Umrisse einer weißen Gestalt durch die Finsterniß sichtbar, ein leichter Schritt ließ sich auf dem feinen Sande der Alleen vernehmen und Esther näherte sich Georg mit hochgerötheten Wangen und heftig klopfendem Herzen.

„Wie gütig sind Sie, zu kommen, und wie glücklich bin ich, Sie zu sehen!“ sagte d'Entragues mit zurückgehaltener, aber leidenschaftlicher Stimme eine ihrer Hände ergreifend, die sie ihm in dem Augenblicke wieder entzog, wo er sie an seine Lippen bringen wollte.

„Wollen Sie mich mein Vertrauen zu Ihnen bereuen lassen?“ sagte das junge Mädchen im Tone sanften Vorwurfs; „ich habe lange gezögert, bevor ich mich zu diesem Schritte entschloß, und wenn die uns Beiden bedrohende Gefahr nicht so ungeheuer wäre, so würde mich gewiß nichts in der Welt haben bewegen können, hierherzukommen . . . Die Zeit ist kostbar,“ fuhr sie fort, „. . . beeilen wir uns . . . von einer Secunde bis zur andern kann man mich rufen . . . mich suchen . . . was haben Sie mir zu sagen?“

„Ich habe Ihnen zu wiederholen, was ich Ihnen gestern schrieb: daß Ihre Vermählung mit einem Andern, so lange ich lebe, nicht statt haben wird!“

„Wie wollen Sie dieselbe verhindern?“

„Wollen Sie mir zuerst sagen, ob die Abwesenheit Ihres Herrn Vaters mit dem von uns gefürchteten Ereigniß in irgend einem Zusammenhang steht? . .“

„Wissen Sie das nicht?“ fragte Esther.

„Nein!“ antwortete Georg.

Das junge Mädchen erzählte ihm in einigen Worten die Ursache und den Zweck der Reise des Herrn von Choisy.

„Wer weiß,“ sagte Georg, nachdem er die Mittheilung vernommen, „ob nicht in diesem Augenblick der Zufall für uns kämpft, ob nicht der Tod dieses verhaßten Fürsten auf natürlichem Wege die Pläne zerreißt, die mich verzweifeln machen? . . .“

„Aber wenn das Gegentheil geschieht?“

„Dann haben wir nur zwischen zwei Auswegen zu wählen.“

„Zwischen zwei Auswegen, sagen Sie?“

„Der erste, den ich im Auge hatte, als der Herr von Falkenberg so plötzlich Paris verließ, war, zu ihm zu gehen, ihn zu fordern, mich mit ihm zu schlagen und ihn zu tödten . . .“

„Blut!“ rief Esther entsetzt, „Blut!! . . . Und wenn Sie im Kampfe unterlägen?“

„Ich würde dann wenigstens dem Schmerze entgehen, Sie zu verlieren . . .“

„Und ich würde zurückbleiben, dem Fürsten überlassen, der mich mit der Spitze seines Degens erobert hätte . . . o nein! das ist unmöglich!“

„Aber ich werde siegen!“

„Wer weiß das? und außerdem, wie würde mein Vater Ihnen, dem Mörder des Mannes, dem er mich bestimmt hatte, seine Einwilligung geben? . . . Georg, Georg, sprechen Sie mir nicht mehr von diesem unsinnigen Plane.“

„Es bleibt ein zweiter . . .“

„Welcher?“

„Die Flucht . . .“

„Mit Ihnen?“

„Mit mir.“

„Das Haus meines Vaters verlassen . . . mich verbergen . . . in der Nacht . . . wie ein entehrtes Weib . . . Schande und Verzweiflung hinter mir lassend . . . niemals, mein Herr . . . niemals! . . .“

„Und dennoch ist dieses Mittel das einzige, dieser entsetzlichen Heirath zu entgehen . . .“

„Ja . . . aber es ist ein infames Mittel!“

„Weshalb? . . . das väterliche Dach verlassen . . . um bald darauf wieder mit Ihrem Gatten dahin zurückzukehren . . . mit dem Manne, den Ihre Familie dann nicht mehr zurückweisen kann . . . ist das ein Verbrechen, Esther? Es ist kaum ein Vergehen!“

Das junge Mädchen unterbrach Georg, der fortfahren wollte, mit sanfter und ernster Stimme:

„Die Frau, welche Sie lieben, Georg, die Frau, die einst Ihren Namen tragen soll, darf niemals ihre

Pflichten verletzen, selbst wenn diese Verletzung ihr namenlosen Schmerz ersparen könnte . . . bestehen Sie also nicht darauf, mein Freund, es würde unnütz sein . . .“

„Aber was denn thun . . . was thun?“

„Warten!“

„Können wir warten? Sagten Sie nicht noch eben, daß die Gefahr drohend ist?“

„Der Himmel wird ein Wunder thun!“

„Es giebt keine Wunder in dieser Welt, als diejenigen, welche Energie und Willenskraft hervorbringen . . .“

In diesem Augenblicke wurde eins der Fenster im Erdgeschoß geöffnet, und Madame von Choisy rief zwei Mal:

„Esther! Esther!“

„Ich bin hier, Mama . . . ich werde kommen,“ antwortete das junge Mädchen.

„Ich wiederhole es Ihnen, wir müssen warten,“ rief sie, Georg ihre Hand reichend, „warten und hoffen!“

„Ich werde Sie wenigstens wiedersehen?“

„Ja.“

„Wenn?“

„In drei Tagen.“

„Wo?“

„Hier . . . um dieselbe Zeit . . .“

Dann entfloh Esther und verschwand in der Finsterniß.

„Sie widerstand,“ sagte d'Entragues zu sich selbst, den Weg nach Nodêsmes wieder einschlagend; „ich konnte nichts Anderes erwarten; aber sie wird wiederkommen!“

Zwei oder drei ähnliche Zusammenkünfte hatten binnen kurzer Zeit zwischen Mademoiselle Choisy und dem Heros unserer Geschichte stattgefunden.

Georg hatte sie mit der uns wohlbekannten diplomatischen Gewandtheit allmälig mit seinem Fluchtplane vertraut gemacht, und obwohl sie noch immer widerstand, war sie doch weit von fester Entschlossenheit entfernt.

Eines Abends erschien Esther weinend beim Rendezvous.

„Was haben Sie, Esther? ... was ist geschehen?“ fragte Georg in lebhafter Angst.

„Wir sind verloren!“ antwortete das junge Mädchen; „gänzlich verloren, unsere letzte Hoffnung ist dahin! ...“

„Wie? weshalb? Im Namen des Himmels ... sprechen Sie, sprechen Sie doch.“

„Mein Vater hat geschrieben ...“

„Nun?“

„Er kehrt zurück . . .“

„Allein?“

„Nein . . . leider . . . nicht allein!“ sagte Esther in Verzweiflung.

„Also der Fürst? . . .“

„Der Fürst ist hergestellt . . . der Fürst begleitet ihn, und mein Vater hat geschrieben, daß ich in den nächsten acht Tagen die Gemahlin des Herrn von Falkenberg sein würde.“

„In acht Tagen!“ wiederholte Georg mit dumpfer Stimme. „Wohlan, in acht Tagen werde ich todt sein!“

Diese melodramatische Phrase that, wohlgesprochen, ihre gewöhnliche Wirkung, und das junge Mädchen rief erschreckt:

„Todt! Was sagen Sie, Georg! Was wagen Sie zu sagen?“

„Ich sage,“ antwortete der junge Mann in den tiefen und vibrirenden Tönen, denen Frederik-Lamaître in einigen seiner Rollen so gewaltige Erfolge verdankt, „ich sage, daß ich mir den Kopf zerschmettern werde, bevor die Verzweiflung mein Herz gebrochen hat!“

„Aber wollen Sie mich denn wahnsinnig machen, immer neue Qualen meinem armen Herzen bereitend? . . . Wie können Sie nur von Selbstmord sprechen, und weshalb wollen Sie sich tödten?“

„Weil mich Alles verräth, weil mich Alles verlassen hat! das Glück, der Himmel, und sogar Sie!...“

„Ich verrathe Sie? ich Sie verlassen! ich Sie verrathen! ich, ich?...“

Und die Stimme Esthers wurde von heftigem Schluchzen erstickt.

„Weil ich jetzt überzeugt bin, daß Sie mich nicht lieben!“

„Ich Sie nicht lieben? mein Gott! Er sagt, daß ich ihn nicht liebe!“

Und das arme Kind fiel in seiner Angst vor d'Entragues auf die Knie und erhob die gefalteten Hände zu ihm empor.

Es würde ein entsetzliches Schauspiel gewesen sein, den Ritter vom Landsknecht, diesen infamen Roué mit dem bronzenen Herzen, seine entsetzliche Comödie mit diesem naiven, anbetungswürdigen jungen Mädchen spielen zu sehen, die sich verzweifelt zu seinen Füßen krümmte.

„Nein, Sie lieben mich nicht,“ fuhr er mit entsetzlicher Kaltblütigkeit fort; „würden Sie sich weigern, wenn Sie mich liebten, unser Beider Glück durch die Flucht mit mir zu retten?“

„Wohlan,“ antwortete Esther, sich erhebend, „weil es sein muß, weil Sie es wollen ... fliehen wir ...“

„Sie geben also Ihre Einwilligung?“ rief Georg mit einem unverkennbaren Ausdrucke des Triumphes.

„Ich gebe sie . . . wenn wollen wir reisen?“

„Morgen.“

„Um welche Zeit?“

„Um zehn Uhr Abends wird Alles bereit sein . . .“

„Ich werde kommen . . . wo werden Sie mich erwarten?“

„Durch die Gartenthür, durch welche ich jetzt eben kam.“

„Gut.“

„Aber, meine theure Esther, meine geliebte Esther, werden Sie von heute bis morgen Ihren Entschluß nicht ändern? . . .“

„Nein,“ antwortete mit Festigkeit das junge Mädchen.

„Schwören Sie es mir?“

„Ich schwöre es Ihnen! Aber ich habe auch meinerseits einen Schwur von Ihnen zu fordern, Georg.“

„Ich bin bereit, ihn zu leisten und zu halten.“

„Ich werde morgen, unter der Sauvegarde Ihrer Ehre, mit meinem Jugendleben brechen . . . Ich werde wie ein verfluchtes Kind aus diesem Hause gehen, wo ich so glücklich aufgewachsen bin . . . Schwören Sie mir, daß ich in den nächsten drei Tagen diese Schwelle wieder überschreiten soll und laut und stolz zu Allen sagen

kann: ich bin die Frau des Mannes, den ich liebe, ich bin die Frau des Grafen d'Entragues."

„Ich schwöre es!"

„Es ist gut, mein Freund; jetzt Adieu! Seien Sie ruhig, ich werde nicht schwach werden!"

Die beiden Liebenden trennten sich jetzt.

Esther und Pivoine.

Im Laufe des nächsten Morgens gab d'Entragues Lafleur folgende Befehle:

1. Nach Lussac zu gehen, einen Brief Georgs zu überbringen und den Reisewagen in Stand zu setzen, den dieser bei der Kanonissin zurückgelassen hatte.

2. Vier Postpferde zu bestellen, und sie um acht Uhr Abends in Lussac anspannen zu lassen.

3. Endlich mit dem Wagen um zehn Uhr auf der Chaussee an der Stelle des nach dem Schloße Choisy abführenden Weges zu halten.

Ueberzeugt, daß seine Befehle pünktlich ausgeführt werden würden, gab Georg seinem Gesichte den Ausdruck seiner gewöhnlichen Ruhe, so daß weder Jules noch Danaë ahnten, daß in einigen Stunden ihm die Ausführung eines großen Ereignisses bevorstehe.

Die Nacht kam.

Unter dem Vorwande der Beantwortung dringender Briefe, verließ d'Entragues gleich nach dem Diner seine Wirthe.

Im Pavillon angelangt, den gewöhnlichen Besuch Pivoinens fürchtend, schob er die Riegel vor und stieg die Treppe hinauf.

Diesmal zog er die Kleider des Wildschützen nicht an, sondern warf nur einen dunklen und weiten Paletot über seine Kleider, nahm das Portefeuille, welches seine Banknoten enthielt und verließ das Haus durch die Hinterthür, die er nachlässig hinter sich zuwarf.

Die Nacht war dunkel.

Düstere Wolken zogen langsam am Himmel hin und verschleierten das bleiche Licht der Sterne, wodurch die Nacht noch undurchdringlicher wurde.

Es bedurfte der ganzen Wegkenntniß Georgs, um sich durch das Labyrinth von Hecken und Gräben zu finden, durch welches sein Weg ihn führte.

Georg schritt langsam, aber sicher, vorwärts.

Plötzlich blieb er stehen und lauschte.

Es war ihm, als er ein kleines Gehölz durchschritt, als ob die Blätter von einem hinter ihm Gehenden berührt würden.

Er lauschte und suchte mit forschendem Blick die Finsterniß zu durchdringen.

Aber er hörte nichts und die Finsterniß war undurchdringlich.

Er glaubte sich getäuscht zu haben und setzte seinen Weg fort.

Dreimal noch hörte er ein ähnliches Geräusch und jedesmal war es dem nächtlichen Abenteurer unmöglich, die Ursache desselben zu entdecken.

Eine dumpfe Unruhe bemächtigte sich seiner und er begann schneller zu gehen.

Endlich sah er in der Ferne das Licht in den Fenstern von Choisy glänzen.

Georg langte an.

Es war in diesem Augenblick zehn und ein halb Uhr.

d'Entragues trat in den Garten.

Die eilfte Stunde ertönte in dem Augenblicke, wo d'Entragues, die bleiche und zitternde Esther mit seinem Arm unterstützend, mit ihr die kleine Pforte durchschritt, die in das Feld hinausführte.

Ein instinktartiger Schrecken, machte plötzlich Demoiselle von Choisy zittern, deren Arm sich fester auf den ihres Führers stützte.

„Kommen Sie, Esther, kommen Sie und zittern Sie nicht so; ich liebe Sie, Sie wissen es; ich schätze

Sie über Alles und mein ganzes Leben ist Ihnen geweiht!“

Aber Georg hatte kaum diese Phrase vollendet, als ein weibliches Wesen vor ihnen aus der Finsterniß auftauchte.

„Lügner! Lügner!“ rief sie schreiend.

„Was soll das heißen?“ murmelte Georg, von diesem neuen Hinderniß wie vom Blitze erschlagen.

„O, wer Sie auch sein mögen,“ fuhr die drohende Erscheinung, sich an Esther wendend, fort, „wer Sie auch sein mögen, hören Sie ihn nicht, glauben Sie ihm nicht, folgen Sie ihm nicht! Er wird Sie täuschen, wie er mich getäuscht hat, denn er ist mein Geliebter, . . . ja, mein Geliebter . . . der Geliebte Pivoinens.“

Und Pivoine, denn sie war es, umfaßte Georg mit ihren Armen und sagte, plötzlich von der äußersten Wuth zur Bitte übergehend, mit flehender Stimme:

„Du gehörst mir . . . Du bist mein . . . ich liebe Dich, Georg . . . Du wirst mich nicht verlassen, mich nicht aufgeben . . . nicht wahr, nein?“

Aber schon hatte Georg seinen Entschluß gefaßt, und das arme Mädchen mit einer Heftigkeit von sich schleudernd, daß sie bewußtlos einige Schritte von ihm niederfiel, rief er aus:

„Das Mädchen muß toll sein, Esther! Ich schwöre es Ihnen, denn ich kenne sie nicht.“

Esther hörte diese Worte nicht mehr, denn nach

der kurzen Scene war sie erschreckt und entrüstet geflohen und in das Schloß zurückgekehrt.

d'Entragues suchte sie vergebens.

Als er zu der kleinen Pforte zurückkehrte, war auch Pivoine verschwunden.

Der Meuchelmord.

Wir wollen jetzt unsern Leser in einigen Zeilen über die Ereignisse aufklären, welche das letzte Kapitel beschließen.

Pivoine, die liebliche Blume der Normandie, hatte eine heftige Neigung zu d'Entragues gefaßt, dessen Geliebte sie geworden war.

Seltsames Geheimniß des weiblichen Herzens! Dieser Mann, der schon in der ersten Stunde fast mit Gewalt Alles erhalten hatte, was sie so lange der Liebe des ehrlichen Nodêsmes verweigert, war für sie, und vielleicht eben deshalb, der höchste Ausdruck der männlichen Kraft und Schönheit geworden.

Sie liebte ihn mit Verehrung, Achtung und Furcht.

Sie ahnte diese energische Natur, die nichts aufhielt, nichts zurückschrecken konnte.

An dem Abend, wo sie durch ihre unerwartete Erscheinung, die kühnsten Hoffnungen Georgs zerstört hatte, war sie zufällig in dem Augenblick im Vestibul des Pavillons gewesen, als der Dictator der Ritter vom Landsknecht eintrat.

Oft hatte sie lange Stunden in diesem Raume, auf einem der Kübel sitzend, in süßer Träumerei ihres Geliebten geharrt.

An diesem Tage war sie in der düstern und melancholischen Stimmung, die oft, wie man sagt, die Vorläuferin trauriger Ereignisse sein soll.

Eine an der Mauer befestigte Lampe erhellte nur mit einem schwachen und unbestimmten Lichtschein das Vestibul, so daß Georg die hinter einer doppelten Reihe von Lorbeer und Granatbüschen verborgene Pivoine nicht bemerkte.

Das junge Mädchen hatte ihn anreden wollen, als sie ihn, zu ihrer Verwunderung, den Riegel vorschieben hörte. Ihr Herz schlug heftig, sie wartete und schwieg.

d'Entragues ging in sein Zimmer hinauf, und sie sah ihn nach wenigen Stunden, in den Paletot gehüllt, mit dem Hut auf dem Kopfe, zurückkehren.

Anstatt durch den gewöhnlichen Eingang in den Park zurückzukehren, hatte er die Hinterpforte geöffnet und war in das Feld hinausgegangen.

Von einer eifersüchtigen Empfindung angeregt, hatte Pivoine die Thür geöffnet und war ihm gefolgt.

Da Georg bei der Dunkelheit und den Schwierigkeiten des Terrains nur langsam gehen konnte, war sie anfangs ohne Anstrengung hinter ihm geblieben.

Aber der Weg war weit, Georg ging rastlos weiter und allmälig fühlte das arme Kind ihre Füße ermatten.

Zu verschiedenen Malen hatte das Geräusch der trockenen Blätter, wie wir wissen, ihre Anwesenheit verrathen. Aber stets mit ihm zugleich stillstehend, hatte sie seine Aufmerksamkeit getäuscht.

Endlich begann das anfangs schwache Licht in den Fenstern des Schlosses Choisy deutlicher zu werden.

Es war Zeit.

Pivoine vermochte nur noch mühsam vorwärts zu schreiten, und der Zwischenraum zwischen ihr und Georg vergrößerte sich.

Als sie an der kleinen Gartenthür anlangte, war Georg schon eingetreten, und zweifelnd, ihn an dem unbekannten Orte auffinden zu können, und außerdem vollkommen erschöpft, hatte sich Pivoine an die Mauer gelehnt, entschlossen, die Rückkehr Georgs zu erwarten.

Sie hatte noch nicht lange gewartet, als d'Entragues mit Esther zurückkehrte. Wir wissen was weiter geschah.

Mademoiselle de Choisy durch die Worte des jungen

Mädchens über die Liebe desjenigen aufgeklärt, dem sie ihr Glück und ihre Zukunft anzuvertrauen im Begriff stand, war entflohen, in das Schloß zurückgekehrt, und hatte die Nacht, in ihrem Zimmer eingeschlossen, in bitterem Schluchzen zugebracht.

Als Georg an den Ort zurückgekehrt war, wo er Pivoine fast ohnmächtig zurückgelassen, war sie verschwunden.

Das arme Kind hatte sich, an Geist und Körper vernichtet, fast wahnsinnig, erhoben und hatte sich, auf's Geradewohl forteilend, in der Furcht entfernt, daß d'Entragues sie aus Rache tödten würde.

Sie kehrte auch in der Folge nicht nach Nodèsmes zurück und die eifrigsten Nachforschungen von Seiten ihres Vaters und des Vicomte waren fruchtlos.

Endlich beruhigte sich das Gerücht, aber wir, die wir gewisse Kenntniß haben, daß die reizende Pivoine noch lebt, werden in einem nächsten Werke unter dem Titel: **Pivoine**, unsere Leser von ihren Schicksalen in Kenntniß setzen.

Acht Tage nach dem mißlungenen Versuch unseres Helden, kehrte der Herr von Choisy im Triumph mit seinem künftigen Schwiegersohn, dem Herrn von Falkenberg, zurück.

Die Krankheit, welcher der Letztere entflohen war,

hatte seinem hinfälligen und schwächlichen Körper den Rest gegeben.

Der Fürst war in der That nur noch ein wandelnder Cadaver.

Wenn Esther eines der jungen Mädchen gewesen wäre, die in unserer Zeit unglücklicherweise so zahlreich sind, und bei welcher die Stimme der kalten, egoistischen und frühreifen Vernunft die Instinkte der Jugend und des Herzens übertönt, sie würde mit Vergnügen dieses ohnmächtige Alter zum Altar begleitet haben, der sie nach wenigen Monaten einer unvollständigen Ehe als Fürstin und zehnfache Millionairin zurückgelassen hätte.

Aber die Seele Esthers war zu rein und edel für ähnliche Berechnungen und mit unaussprechlichem Schmerze, noch erhöht durch die Täuschung, die sie erfahren, sah sie den Tag ihrer Vermählung herannahen.

Der Herr von Choisy kümmerte sich nicht im Geringsten um die Verzweiflung seiner Tochter; er sandte nur die eine Bitte zum Himmel, daß der schwache Lebensfaden des Fürsten halten möge, bis er Esther zur Fürstin gemacht.

Er vernachlässigte deshalb nichts, um in kürzester Zeit die Vermählung möglich zu machen.

Der nöthige Dispens wurde ausgewirkt, das Auf=

gebot fand statt und der Tag zur Vermählungsfeier wurde festgesetzt.

Wer hätte glauben sollen, daß Georg unter diesen Verhältnissen noch die geringste Hoffnung für den Erfolg seiner Pläne haben konnte?

Und doch war es so. Der Herr von d'Entragues hielt seine Partie noch nicht verloren; er war entschlossen, einen äußersten Schritt zu wagen, wie die verzweifelten Spieler, die, nachdem sie drei Viertel ihres Vermögens verloren, den Rest auf eine einzige Karte wagen.

Sein Plan war einfach und bot die Möglichkeit eines glücklichen Erfolges.

Es handelte sich darum, in der Nacht in das Schloß Choisy und in das Zimmer Esthers einzudringen, das junge Mädchen im Nothfall mit Gewalt zu entehren und dann mit kühner Unverschämtheit den Tag zu erwarten.

Georg wußte sehr wohl, daß dieser nächtliche Einbruch mit dem Verbrechen der Nothzucht ihn vor die Assisen führen konnte, aber er wußte auch, daß sich nur selten eine Familie dazu versteht, die Schande ihres Kindes öffentlich vor Gericht zu entschleiern, und daß man im Gegentheil es in der Regel vorzieht, an die Stelle der gesetzlichen Strafe, eine nothwendige Vermählung treten zu lassen.

Vermittelst der Nachweisungen, die ihm Lafleur gegeben, entwarf d'Entragues einen genauen Plan

des Schlosses, um sich ohne Irrthum in das Zimmer Esthers finden zu können.

In der zur Ausführung seines Plans bestimmten Nacht machte sich Georg gegen zehn Uhr auf den Weg, um nach Mitternacht das Schloß zu erreichen.

Er hatte sich mit den nöthigen Instrumenten versehen, welche Spitzbuben und eine gewisse Klasse von Liebhabern zu ihren Unternehmungen gebrauchen.

Er gelangte ohne Schwierigkeiten in den Garten, denn er hatte den Schlüssel zur Hinterthür vorsorglich aufbewahrt. Ein einziges Fenster war erleuchtet, aber es war Georg unmöglich zu unterscheiden, ob dieses Licht aus dem Zimmer Esthers, oder dem des naheliegenden Zimmers des Herrn von Choisy kam.

Der Himmel war klar und die Nacht hell genug, um sich ohne Mühe durch das Labyrinth der Alleen und Gebüsche zurechtfinden zu können.

Georg umging das Gebäude und langte endlich vor der Glasthür des Billardzimmers an.

Mit einer Gewandtheit, um welche ihn die berühmtesten Gäste von Rochefort und Toulon beneidet haben würden, öffnete er mit einem Dietrich das Schloß der Persienne vor der Glasthür. Dann schnitt er behutsam mit einem Diamant, den er am Finger trug, eine der Scheiben der letztern aus, zog, durch das Loch greifend, den Riegel im Innern zurück, öffnete und befand sich im Hause.

Mit unendlicher Vorsicht schlich unser Held in der Finsterniß weiter, fand endlich den Ausgang und die in die erste Etage hinaufführende Treppe.

Das übrige war nur Kinderspiel, weil er nur noch der Gallerie bis an das Ende derselben zu folgen brauchte, um an die Thür zum Zimmer Esthers zu gelangen.

Georg befand sich im Augenblicke vor derselben.

Ein beunruhigender Gedanke durchschauerte ihn, als er die Hand an den Drücker des Schlosses legte; was sollte er thun, wenn der Riegel von Innen vorgeschoben war?

Georg wollte Lärm und Scandal, aber später. Gewalt in diesem Augenblick würde zu nichts geführt haben; man würde ihn als Dieb festgehalten haben, ohne daß Esther dadurch compromittirt worden wäre.

Seine Furcht war jedoch unbegründet; das Schloß öffnete sich geräuschlos und die Thür ging auf.

Er trat ein.

Das Zimmer war erleuchtet, aber ein großer Bettschirm gestattete ihm nicht, von dem Orte aus, wo er stand, zu sehen, ob Fräulein von Choisy sich niedergelegt hatte, und eingeschlafen war.

Der kühne Eindringling verschloß die Thür mit derselben Vorsicht, mit der er sie geöffnet hatte, drehte geräuschlos den von innen im Schlosse steckenden Schlüssel um und steckte ihn dann in seine Tasche. Dann näherte

er sich mit unhörbaren Schritten und zurückgehaltenem Athem dem Bettschirm.

Was erblickte er hier?

Er erblickte einen Mann, einen Greis mit kahler Stirn und leichenfarbigem Gesicht, der, in einen Schlafrock von rothem Cashemir gehüllt, an einem kleinen Tische sitzend, ihn mit verstörten Blicken anschaute.

Dieser Greis war, wie unsere Leser ahnen werden, der Fürst von Falkenberg.

Seit einigen Wochen hatte Frau von Choisy, besorgt um die Gesundheit ihrer Tochter, Esther ein Bett neben dem ihrigen bereiten lassen und der Herr von Falkenberg war in den Zimmern der Letztern untergebracht worden, welche später zum Schlafgemach der Neuvermählten dienen sollten.

Trotz seiner unverschämten Dreistigkeit schauderte d'Entragues einige Schritte zurück.

Der Fürst verließ seinen Sessel, eilte nach dem Kamin und streckte seine Hand nach der Klingelschnur aus.

Aber Georg, der diese Bewegung vorhergesehen hatte, kam ihm zuvor, zwang ihn, sich wieder niederzulassen und sagte, ein Taschenmesser hervorziehend und öffnend:

„Nicht ein Wort, nicht einen Schrei, oder Sie sind des Todes!“

„Wer sind Sie? . . . was wollen Sie? . . .

Wie kommen Sie hierher?“ fragte der Fürst mit zitternder, ängstlicher Stimme.

„Ich bin weder ein Mörder noch ein Dieb,“ antwortete d'Entragues mit leiser, aber deutlicher Stimme. „Es wird von Ihnen abhängen, ob ich Ihnen ein Leid zufüge, oder nicht; also keinen Lärm, kein Geschrei und ich werde Ihnen Alles sagen, was Sie wissen wollen.“

„Sie behaupten, kein Dieb zu sein?“ sagte der Fürst, ein wenig durch die Worte d'Entragues' beruhigt . . . „erklären Sie mir also, was Sie um Mitternacht in meinem Zimmer wollen, und weshalb Sie mir in diesem Augenblick noch mit dem Messer drohen?“

„Sie sind der Fürst von Falkenberg?“ sagte Georg, durch seine Frage die an ihn gerichtete Frage beantwortend.

„Ja.“

„Sie wollen Fräulein Esther von Choisy heirathen?“

„Ja.“

„Wohlan. Ich komme, um Ihnen zu sagen, daß diese Vermählung nicht stattfinden kann.“

„Und weshalb nicht?“

„Weil ich es nicht will.“

„Weil Sie es nicht wollen?“

„Nein!“

„Sie?“

„Ich.“

„Aber wer sind Sie, mein Herr?“

„Das hat damit nichts zu thun!“

„Aber es scheint mir doch . . .“

„Es ist hinreichend, wenn ich Ihnen sage, daß ich unabweisbare Rechte auf Esther habe und durchaus nicht geneigt bin, mich derselben zu Ihren Gunsten zu entäußern. Der Schritt, den ich in diesem Augenblick thue, scheint mir ein mehr als hinreichender Beweis!“

Man sieht, daß Georg, dessen Barke noch einmal, so nahe am Hafen, zurückgeworfen worden war, seinen Zweck durch die Einschüchterung eines schwachen und furchtsamen Greises zu erreichen suchte.

„Darf ich Sie wenigstens bitten, mein Herr, mich über die Natur der Rechte aufzuklären, von denen Sie sprechen?“

Die Stimme des Fürsten von Falkenberg war, während er diese Worte sprach, weniger aufgeregt und bewegt, so daß sie in Georg eine schwache Erinnerung hervorrief und es ihm schien, als habe er irgendwo diese Stimme gehört; aber er vermochte sich im Augenblick weder der Zeit, noch des Ortes, noch der Umstände zu erinnern.

„Ich antworte Ihnen, daß ich mich dieser Vermählung aus dem einfachen Grunde widersetze, weil ich der Geliebte der Mademoiselle von Choisy bin.“

„Ihr Geliebter . . . vielleicht ihr glücklicher Geliebter?“ fragte der Fürst ohne über die Worte d'Entragues verwundert zu scheinen.

„Der Glücklichste, mein Herr!“ antwortete Georg mit unübersehbarem Lächeln.

Der Prinz hatte seinen Entschluß gefaßt. Nach einigen Minuten aufmerksamer Prüfung hatte er d'Entragues erkannt und wollte sich um jeden Preis dieses gefährlichen Besuchers entledigen, dessen Anwesenheit in dieser vorgerückten Stunde er sich nur durch die Absicht Georgs, eine Erklärung mit ihm zu haben, zu erklären vermochte.

„Ich erkenne, mein Herr,“ antwortete er alsbald, „die Unveräußerlichkeit der Rechte, von denen Sie sprechen; aber glauben Sie, daß der Herr von Choisy derselben Meinung sein und Ihnen die Hand der Mademoiselle Esther bewilligen wird, die Sie auf ein wenig sonderbare Weise zu gewinnen entschlossen zu sein scheinen?“

„Ich zweifle nicht daran,“ antwortete Georg, entzückt über diese Wendung der Verhandlung; „das einzige Hinderniß meiner Vermählung sind Sie; machen Sie mir Platz und ich komme zum Ziel.“

„Sie haben eine Art und Weise, zu fordern, die keine Abweisung zuläßt,“ antwortete der Fürst, auf das Taschenmesser deutend, das Georg noch immer geöffnet in der Hand hielt, „und es thut mir leid, in diesem Augenblick das Ansehen zu haben, als ob ich der Gewalt weiche, während ich doch nur einem ganz natürlichem Zartgefühl nachgebe. Ich versichere Ihnen also, daß ich Ihre Rechte

auf Fräulein von Choisy anerkenne, daß ich morgen früh mein Wort zurücknehme und Ihnen freies Feld lassen werde!“

Eine so große Nachgiebigkeit konnte Georg in der That nicht ganz natürlich vorkommen und sein Nebenbuhler schien ihm seinen Entschluß zu schnell gefaßt zu haben, um aufrichtig zu sein.

„Glauben Sie also, mein Herr,“ fuhr der Letztere mit wunderbar gutgespielter Vornehmheit fort, „und seien Sie überzeugt, daß sich der Fürst von Falkenberg niemals mit der Maitresse des Grafen von d'Entragues vermählen wird!“

Der Fürst war weit entfernt, den furchtbaren Effect dieser letzten Phrase vorauszusehen.

„Mein Name!“ rief Georg; „mein Name! Sie wissen meinen Namen! ... und ich kenne auch Sie ... ich habe Sie gesehen ... aber wo? ... aber wann? ... Wer sind Sie ... mein Herr!“

„Das war ich nicht! das war ich nicht!“ stammelte der Greis, der, entsetzt über die fürchterlichen Folgen, die seine unkluge Phrase haben konnte, den Kopf verlor.

Aber Georg hörte ihn nicht. Er hatte seine beiden Hände auf die Schultern des Fürsten gelegt und schaute mit den Blicken eines wüthenden Tigers in dieses verstörte Gesicht.

Plötzlich erleuchtete ein Lichtstrahl das Chaos von

d'Entragues' Erinnerungen, der Schleier zerriß, er schlug sich vor die Stirn und rief mit einer von Wuth und innerer Aufregung fast erstickten Stimme:

„Der Graf von Fly, der Graf von Fly!“

„Nein! . . . nein! nein! . . . niemals . . . ich bin es nicht . . . ich schwöre es Ihnen!“ murmelte der Fürst, fast ohnmächtig vor Furcht und dem unheimlichen Feuer in den Augen Georgs.

„Der Graf von Fly!“ wiederholte der junge Mann, die Arme über der Brust kreuzend, mit entsetzlicher Ruhe. Ich habe Sie also doch endlich erwischt . . . hier . . . unter meinen Füßen . . . Sie, der Sie der böse Engel meines Lebens gewesen sind. Sie, deren Unterricht mich allmälig bis in den tiefsten Abgrund der Infamie und des Verbrechens geführt hat . . . Sie, der Sie mich verdorben, bestohlen, mit dem Sie gespielt, über dessen stupide Gläubigkeit Sie so gespöttelt haben, und der Sie heut wieder meine Schritte kreuzen, um mein Glück und meine Zukunft zu vernichten . . . Graf von Fly! . . . Graf von Fly, ich weiß nicht, ob der Himmel oder die Hölle uns zusammengeführt hat, aber ich weiß, daß ich mich rächen werde!

„Gnade! Gnade! Mitleid! . . .“ rief der Fürst, vor Georg niederkniend; „verzeihen Sie mir . . . tödten Sie mich nicht . . . ich bin schwach . . . ich bin alt . . . krank . . . mein ganzes Vermögen soll Ihnen ge-

hören . . . wenn ich todt bin . . . ich bin reich, sehr reich . . . Millionair . . .“

„Lüge!“ rief Georg; „Deine Titel sind falsch, Dein Vermögen existirt nicht . . . Alles Lug und Betrug; aber mich sollst Du nicht wieder betrügen! Fürst oder Graf! Deine Stunde hat geschlagen!“

„Zu Hilfe! Zu Hife!“ heulte der Alte, als er Georg mit dem Messer auf sich zukommen sah.

Georg stürzte sich auf ihn, um ihn am Schreien zu hindern; aber der Fürst hatte noch Zeit gehabt, bis an's Fenster zu kommen, welches er öffnete, sich auf den Balkon hinauswarf und, so laut er vermochte, schrie:

„Zur Hilfe! zur Hil . . .“

Er hatte nicht Zeit, das Wort zu vollenden . . . die eine Hand Georgs verschloß ihm den Mund, während die andere ihm das Messer bis zum Heft in die Brust stieß.

Der Körper zuckte noch einmal zusammen, und fiel dann, durch seine eigene Schwere gezogen, über die Brüstung des Balkons auf die Erde hinab.

D'Entragues, der in diesem furchtbaren Augenblick seine ganze Besinnung behalten hatte, nahm Uhr und Börse des Prinzen, um an einen Diebstahl glauben zu machen, ließ sich an seinen Händen von der Höhe des Balcons hernieder und entfloh dann, ohne die geringste Spur seiner Anwesenheit zurückzulassen.

Die Wölfe fressen sich gegenseitig.

Der Mord des Fürsten von Falkenberg brachte nicht allein in der Normandie, sondern in ganz Frankreich eine ungeheure Sensation hervor und die Zeitungen ganz Europa's hallten von dieser Greuelthat wieder.

Die Justiz brachte ihre Cohorten auf die Beine, und da, wenn ein Verbrechen begangen ist, doch stets ein Verbrecher existiren muß, so kommt sie fast immer dahin, sich diesen nothwendigen Verbrecher zu verschaffen. Aber da eine Jury in Frankreich gewiß weniger untrüglich ist, als ein Areopagus der sieben Weisen Griechenlands, so geschieht es zuweilen, daß sie sich irrt.

So arretirte die Gensd'armerie am Tage nach dem Morde des Fürsten in der Umgebung des Schlosses Choisy ein übelaussehendes Menschenkind, das abenteuernd umherirrte und, nach einem strengen Examen, für einen aus dem Bagno von Rochefort entflohenen Sträfling erkannt wurde.

Ihm wurde das Verbrechen Schuld gegeben und er unter der Anklage des Meuchelmordes vor die Assisen gestellt.

Da die Anklage viel Wahrscheinliches für sich hatte, und es dem Unglücklichen nicht möglich war, ein Alibi nachzuweisen, so zögerten die Herren Geschworenen nicht, ihr vernichtendes Schuldig auszusprechen.

Der unschuldige Sträfling bestieg also, fort und fort seine Unschuld behauptend, das Schaffot und die Gerechtigkeit hatte ihre Schuldigkeit gethan.

Nach diesen Ereignissen hielt es der Graf d'Entragues für weiser, die Normandie zu verlassen und vielleicht später dahin zurückzukehren, wenn andere Verhältnisse ihm günstigere Aussichten zur Erreichung seines Zweckes, der Hand Esthers, bieten würden.

Er nahm also Abschied vom Grafen Nodèsmes, verweilte zwei Tage in Lussac bei seiner Tante, deren Gesundheit sich allmälig zu bessern begann, und kehrte dann nach Paris zurück.

Der Brief des Grafen Abel hatte ihn, rücksichtlich des Generals Carol, nicht getäuscht.

Der General Carol war allmälig von den Folgen der furchtbaren Wunde genesen, die er in dem Duell mit d'Entragues empfangen hatte; aber in dem Maße, wie seine physischen Kräfte zunahmen, bemerkte man,

daß die Erschütterung des Gehirns der Intelligenz des alten Soldaten einen vernichtenden Schlag beigebracht hatte.

Der General war nicht närrisch geworden, aber er dachte nicht mehr; er schien Gedächtniß und Bewußtsein verloren zu haben. Düster und schweigsam verbrachte er ganze Tage, ohne daß man ihm ein Wort entlocken konnte, und mit der größten Mühe und Geduld wäre es unmöglich gewesen, einen Sinn bei ihm wahrzunehmen.

Perdita verließ ihren Beschützer fast niemals und pflegte ihn mit der zartesten, töchterlichsten Sorgsamkeit.

Die Nachforschungen der Justiz, rücksichtlich des Todes von Clovis Bisbille, hatten zu keinem Resultate geführt und die Sache war allmälig vergessen worden.

Mazagran, unter dem koketten Pseudonamen d'Albertine, den sie angenommen hatte, um den Eclat ihrer allzugroßen Berühmtheit als Polkistin zu vermeiden, Mazagran war vom Grafen Abel in die ehemalige Wohnung Mirabellens eingesetzt worden, die, wie man weiß, in demselben Hause gelegen war, dessen erstes Stock Perdita bewohnte.

Rosolio war vollkommen verschwunden; wahrscheinlich hatte sich die Polizei seiner bei einem ihrer großen Fischzüge durch den schmutzigen Schlamm des Pariser Menschenmeeres bemächtigt.

Der Heisere war von einem seiner intimsten

Freunde, bei Gelegenheit eines Streites in einer der kleinen Kneipen an der Barrière du Combat, todtgeschlagen worden, eines Streites, in dem er nicht laut genug hatte schreien können und deshalb, als peremtorisches Beweismittel, seinem Gegner eine leere Weinflasche auf dem Kopfe zerschlagen hatte.

Amor endlich, der sich geschworen hatte, den wirklichen Urheber der Entführung Perdita's zu entdecken, eine Entdeckung, an der er ein fast persönliches Interesse nahm, brachte seine Zeit damit zu, den Unbekannten an allen öffentlichen Orten von Paris aufzusuchen.

Der Aufenthalt des Grafen d'Entragues in der Normandie hatte diese Nachforschungen bisher resultatlos gelassen.

Im Laufe des wirklichen Lebens vergeht die Zeit nicht, sondern sie fliegt.

Auch in unserer Erzählung ist die Zeit mit eiligem Flügelschlag entflohen, und wir finden Georg acht Tage vor der Verfallzeit der Wechsel wieder, die er dem Vicomte von Rodêsmes gestohlen und dem Wucherer Salomon David als Bürgschaft gegeben hatte.

Schurkenstreiche.

Acht Tage vor der Verfallzeit der eben erwähnten Wechsel schrieb d'Entragues an seinen Freund und ersuchte ihn, unter dem Vorwande einiger Reparaturen an seinem eigenen Logis, um die Erlaubniß, von der jetzt leerstehenden Wohnung des Vicomte für ein Paar Wochen Gebrauch machen zu dürfen.

Der Vicomte antwortete verbindlich und sandte zu gleicher Zeit seinem Hausmeister die nöthigen Befehle.

Die acht Tage vergingen.

Am 15. August, um zehn Uhr Morgens, erschien Salomon David in Person beim Portier des Hotels und fragte nach dem Herrn von Nodêsmes.

Georg hatte befohlen, alle diejenigen zu ihm zu schicken, welche mit dem Vicomte zu sprechen kämen.

Salomon wurde eingeführt.

Georg erwartete diesen Besuch und der Jude fand ihn in dem kleinen Salon, dessen isolirte Lage und dessen dicke Tapeten und Thürvorhänge den Schall der Worte auf eine Weise mäßigten, daß jeder Horcher getäuscht werden mußte.

„Ah! Guten Tag, mein lieber Herr Salomon,“ sagte Georg; „ich habe lange nicht das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen.“

„Der Herr Graf sind sehr gütig...“ antwortete Salomon, sich nach dem Vicomte umsehend.

„Sie haben sich, wie ich hoffe, eines ununterbrochenen Wohlbefindens erfreut?“ fragte Georg mit dem Ausdrucke der heuchlerischen Theilnahme, die er so gut zu spielen verstand.

„Meiner Treu!“ sagte Salomon, „ich befinde mich nicht schlecht, nur daß mein Bauch ein wenig zu schnell zunimmt.“

„Haben Sie die Güte, sich niederzulassen.“

„Das will ich nicht abschlagen, denn es ist heute fürchterlich heiß.“

Und Salomon warf sich in einen Fauteuil und trocknete seine Stirn mit einem splendiden Foulard.

„Haben Sie vielleicht Durst?“ fragte d'Entragues.

„Ich gestehe, daß ein Glas Bier mir sehr angenehm sein würde.“

Georg klingelte und befahl dem Diener, eine Flasche Xeres zu bringen.

„Ah!“ sagte Salomon, nachdem er allmälig zwei Gläser geleert, „ich komme der kleinen Angelegenheit wegen.“

„Ich weiß es . . . ich weiß es . . .“ sagte d'Entragues.

„Kann ich vielleicht die Ehre haben, den Herrn Vicomte zu sehen?“

„Ihn?“ sagte Georg.

„Ohne Zweifel!“

„Und wie wollen Sie ihn sehen.“

„Pardieu! wie man sieht . . . mit den Augen.“

„Dann nehmen Sie Eisenbahn.“

„Weshalb das?“

„Mein Freund Rodèsmes ist in der Normandie.“

„Ah! Ah!“ sagte Salomon.

„Wundert Sie das?“ fragte Georg.

„Man pflegt gewöhnlich an einem Verfalltage anwesend zu sein,“ sagte der Jude sententiös.

„Aber ich bin hier und das ist hinreichend.“

„Ah! Ah!“ sagte wiederum der Wucherer, „sehr gut . . : Sie haben das Geld? Ich habe meinerseits nicht allein die Wechsel des Herrn von Rodèsmes, sondern auch die Besitztitel Ihrer Güter mitgebracht und beabsichtige sie sofort gegen siebenmalhunderttau=

send Francs in klingender Münze, oder Metalliques, oder Bankbillets, wie ausgemacht, einzutauschen."

Mit diesen Worten zog Salomon ein voluminöses Papierbündel aus seiner Tasche, das er sich eben auf dem Tische auszubreiten anschickte, als Georg ihn durch eine Bewegung zurückhielt und sagte:

„Es lohnt nicht der Mühe!"

„Wie, es lohnt nicht der Mühe?" fragte Salomon.

„Weil Sie heute kein Geld bekommen werden."

„Das ändert die Sache, und um die Wahrheit zu sagen, ich erwartete es."

„Mein lieber Herr Salomon? . . ." sagte d'Entragues.

„Mein Herr Graf? . . ."

„Sprechen wir ein wenig von unsern Geschäften, wenn ich bitten darf."

„Sie sind vollkommen klar und einfach," antwortete der Wucherer; „übrigens erwarte ich, was der Herr Graf mir zu sagen haben werden."

„Sie wollen nichts, als Ihr Geld; habe ich Recht?"

„Mit anständigen Interessen, mein Gott, ja, weiter nichts."

„Das werden Sie sehr bald erhalten."

„Ich hoffe es, bei allen Teufeln!"

„Es ist Ihnen gleichgiltig, auf welchem Wege, oder durch welches Mittel Sie es erhalten?"

„Ja, vorausgesetzt, daß das Mittel ein gesetzliches ist.“

„Ich muß Ihnen gestehen, daß mein Freund, der Vicomte, an dem Tage, wo er diese Wechsel unterzeichnete, nicht den Ausgang von heute erwartete.“

„Was erwartete er denn?“

„Er glaubte, und glaubt noch, daß ich bezahlen werde.“

„Ein naiver junger Mann,“ murmelte der Jude.

„Sie und ich wissen, woran wir uns zu halten haben, und es liegt in unserem beiderseitigen Interesse, die Execution vollstrecken zu lassen.“

„Er oder Sie,“ sagte Salomon, „das ist mir gleichgiltig.“

„Aber mir durchaus nicht.“

„Sagen Sie schnell, was Sie mir zu sagen haben,“ fuhr der Jude fort, „denn ich bin pressirt; ich habe Geld bei einem Epicier in der Straße der Chaussée-d'Antin zu kassiren, und er wird mich bezahlen, er . . . denn er ist kein Edelmann . . .“

Georg biß sich auf die Lippen und sagte:

„Verfolgen Sie den Vicomte . . .“

„Sie haben nicht nöthig, mir das erst zu sagen,“ sagte der Jude.

„Verfolgen Sie ihn,“ fuhr d'Entragues fort, „aber in aller Stille; er darf von dem Proceß nichts

erfahren, als an dem Tage, wo ihm das Messer an die Kehle gesetzt und die Execution an seinem Vermögen und an seiner Person vollstreckt werden soll; er wird den Scandal eines Processes vermeiden und bezahlen.“

„Das kann sich machen; doch rathe ich Ihnen, Ihren Freund zu bestimmen, sich Alles ganz ruhig gefallen zu lassen, denn wenn er mir viele Umstände macht, so werde ich ihm seine Wechsel zurückgeben und mich an Ihre Besitzungen halten.“

„Noch einmal, seien Sie ganz ruhig ... Wer ist Ihr Huissier?“

„Cesar Pinon.“

„Ein nichtswürdiger Schuft; die Sache wird gehen.“

Salomon leerte die Flasche und erhob sich.

Georg stand ebenfalls auf, um ihn zu begleiten.

„Mein Herr Graf, ich habe die Ehre, Sie zu grüßen ... morgen früh werde ich den Proceß anhängig machen.“

„Sehr gut; auf Wiedersehen, mein lieber Herr Salomon.“

Und der Edelmann führte den Wucherer bis in's Vorzimmer und rief, als er ihn verlassen hatte, mit ingrimmiger Wuth:

„Canaille!“

Und Salomon murmelte, den Hof überschreitend: „Schurke!“

Am andern Morgen wurde der Protest, das heißt, die Nichtbezahlung der Wechsel, beim Handelsgericht angezeigt.

Dann folgte die Vorladung, innerhalb der nächsten acht Tage vor dem Handelsgericht zu erscheinen.

Als Niemand erschien, um Jules von Nodèsmes zu vertheidigen, entschied das Gericht in contumaciam gegen ihn, daß er entweder bezahlen, oder die Execution an seinem Vermögen und an seiner Person vollstreckt werden solle.

Dieses Urtheil wurde in die Wohnung des Vicomte geschickt und Executions- und Haftbefehl folgten sogleich nach.

Georg, in dessen Hände alle diese Papiere übergeben wurden, und der sie der Reihe nach verschwinden ließ, ging zum Huissier und zeigte ihm den Tag an, an dem er die Execution vollstrecken sollte.

Der Gerichtsbeamte, der für hundert Sous seinen Vater verkauft haben würde, widerstand den zwei Louis nicht, die ihm d'Entragues reichte, und versprach, ganz nach seinen Anweisungen zu verfahren.

Dann schrieb Georg an Danaë und ersuchte sie,

unter irgend einem Vorwande, nach Paris zurückzukehren.

Vorwände sind Dinge, die hübschen Frauen am wenigsten fehlen.

Nach vier Tagen stieg Nodèsmes in der Straße Saint-Lazare ab, während Danaë, die allein gereis't war, in ihr Hotel in den Elisieschen Feldern zurückkehrte.

Die Falle.

D'Entragues hatte durchaus keine Mühe, seinem Freund zu empfehlen, daß es schicklich sein würde, seine Rückkehr nach Paris durch ein Frühstück zu feiern und so die Freundlichkeit zu bezahlen, die ihm während seines Winteraufenthaltes erzeigt worden waren.

Der Vicomte machte also seine Einladungen und der Baron Aymeric Croisé von Croisette und die übrigen Herren Ordensritter wurden nicht vergessen.

Das Dejeuner war heiter. Georg, ohne Zweifel mit irgend einem hinterhaltigen Gedanken beschäftigt, zwang sich zu ausgelassener Heiterkeit. Er saß an der Seite des Herrn von Nodêsmes und ließ den Champagner mit einer Schnelligkeit kreisen, daß die Gäste, sammt ihrem Wirthe, bald in einen Zustand außergewöhnlicher Aufgeregtheit versetzt wurden.

In diesem Augenblicke näherte sich ein Diener dem Vicomte und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr.

„Wer ist es?“ fragte Jules.

„Der Herr hat seinen Namen nicht gesagt,“ antwortete der Diener.

„Fragen Sie ihn, was er will; ich bin beschäftigt und kann ihn jetzt nicht empfangen.“

Der Diener ging.

Georg zwang sich, eine gewaltige Aufregung zu verbergen und große Tropfen perlten über seine Stirn, so gleichgiltig er sich auch stellte.

Der Diener kehrte nach einer Minute zurück.

„Nun?“ fragte Nodêsmes.

„Der Herr sagte, daß der Herr Vicomte ihn nicht kenne, daß er jedoch in einer sehr dringenden Geschäftsangelegenheit mit ihm zu sprechen habe.“

„Hole der Teufel die Geschäfte!“ rief Jules; „ich habe keine Geschäfte; sagen Sie diesem Individuum, daß es wiederkomme.“

„Aber, mein Freund,“ sagte d'Entragues, plötzlich intervenirend, „wenn man Ihnen wirklich etwas Wichtiges mitzutheilen ...“

„Das ist mir gleich, man kann wiederkommen ...“

„Wünschen Sie, daß ich gehe, um nachzufragen?“

„Meiner Treu, Sie werden mich verbinden ...“

Georg ging in das Vorzimmer.

Als er wieder im Saale erschien, zeigte sein Gesicht eine lebhafte Verdrießlichkeit und er berührte mit dem Finger die Schulter des Vicomte.

„Nun, was giebts?“ fragte dieser.

„Wollen Sie auf eine Secunde mit mir in den Salon kommen?“

„Wozu?“

„Ich habe Ihnen zwei Worte zu sagen.“

„Sagen Sie sie mir hier.“

„Das kann ich nicht.“

„Nun, dann sagen Sie sie mir später.“

„Es muß durchaus jetzt sein.“

„Gehen wir denn!“ sagte Jules, sich mit einem Seufzer der Unzufriedenheit und Ungeduld erhebend.

„Nun, was haben Sie mir zu sagen?“ murrte er, sich in einen Divan werfend und seine Serviette aus dem Knopfloch lösend.

Es handelt sich um etwas sehr Unangenehmes.“

„Bah!“ sagte der junge Mann, seine Augen verwundert zu Georg erhebend.

„Es ist nicht sehr ernst, aber der Ausgang ist ennuyant.“

„Bah!“ wiederholte Jules.

„Man kommt, Sie auszupfänden!“

„Gehen Sie doch! welcher Scherz!“ rief der Vicomte, sich plötzlich erhebend.

„Es ist unglücklicher Weise kein Scherz.“

„Auspfänden? sagen Sie. Aber weshalb? Ich habe keine Schulden.“

„Ich bitte um Verzeihung, Sie haben eine.“

„Was für eine?“

„Die zwanzigtausend Franken, die Sie von Salomon entliehen und für welche Sie ihm einen Wechsel übergeben haben, dessen Verfallzeit von uns Beiden vergessen worden ist.“

„Ah, Teufel!“

„Haben Sie in diesem Augenblicke die nöthige Summe, um ihn zu bezahlen?“

„Nein!“

„Ich habe sie und biete Sie Ihnen an.“

„Theurer Freund, Sie retten mir das Leben!“ rief Jules, die Hand d'Entragues' ergreifend und mit überströmender Dankbarkeit drückend.

„Aber ich kann sie erst im Laufe des folgenden Morgens realisiren.“

„So bitten wir den Huissier bis morgen zu warten.“

„Er wird es abschlagen.“

„Glauben Sie?“

„Die Huissiers sind gehalten, ohne die Einwilligung des Gläubigers dem Schuldner nicht den geringsten Vorschub zu bewilligen.“

„Aber was dann?“

„Etwas ganz einfaches: legen Sie Recurs ein.“

„Und wozu wird dies helfen?“

„Es wird den Huissier hindern, sofort zu verfahren, und uns Zeit zum Zahlen verschaffen.“

„Wohlan, so legen wir den Recurs ein . . . aber wie?“

„Warten Sie einen Augenblick.“

D'Entragues ging hinaus und kam sogleich wieder mit einem Stempelbogen zurück, den er von Cesar Simon gefordert hatte.

Er legte das Blatt vor Jules auf den Tisch und reichte ihm eine Feder.

„Nun?“ fragte der Vicomte.

„Schreiben Sie unten auf die Seite: Gut zum Recours, und unterzeichnen Sie.

„Gut!“

„Jetzt werde ich dies dem Huissier geben und ihm zum Teufel schicken!“

„Ist dies Alles?“

„Durchaus!“

„Ich zähle auf Ihr freundliches Versprechen, morgen diese kleine Schuld abzumachen . . .“

„Sie dürfen sicher darauf rechnen . . .“

„Ich werde Ihnen die Summe gegen das Ende dieser Woche zurückzahlen!“

„Wenn Sie wollen . . .. Meine Börse steht jederzeit zu Ihrer Disposition.“

Der Huissier ging und Nodêsmes kehrte zur Gesellschaft zurück.

Man muß in der That mit den Leuten von der Justiz und mit Stempelpapier zu thun gehabt haben, um gewisse Formen kennen zu lernen, die man sonst nicht kennen lernt.

So wird der größte Theil unserer Leser nicht wissen, daß, wenn man Recurs gegen ein richterliches Urtheil in contumaciam einlegt, dieses Recursgesuch innerhalb drei Tagen erneuert werden muß, wenn nicht der Urtheilsspruch nach dieser Zeit ohne weitere Formalitäten vollstreckt werden soll.

Nodèsmes wußte das ebenfalls nicht und sein würdiger Freund hütete sich wohl, ihn davon in Kenntniß zu setzen. So geschah es, daß, während der Vicomte sich vor jeder weiteren Verfolgung gesichert glaubte, die Gefahr drohend über seinem Haupte hereinbrach.

Acht Tage waren seit dem im vorigen Kapitel erwähnten Frühstück vergangen, als gegen sechs Uhr Morgens der Kammerdiener in des Vicomte Schlafzimmer trat und ganz erschreckt zu ihm sagte:

„Herr Vicomte! . . . Herr Vicomte! . . .“

„Was giebt es? . . . Was wollen Sie?“ rief Jules.

„Der Hof ist voller Municipalsoldaten und im Vorzimmer sind fünf oder sechs Individuen von üblem

Aussehen, die sogleich mit dem Herrn Vicomte zu sprechen wünschen. Wären die Garden nicht, ich würde die übrigen für Spitzbuben halten, denn sie haben ganz das Aussehen ...“

„Fünf oder sechs Individuen, sagen Sie?“

„Ja, mein Herr.“

„Und sie verlangen, mich zu sprechen?“

„Ja, der Eine führt vor den Andern das Wort; was soll ich ihm sagen?“

„Das ich mich ankleide und sogleich selbst kommen werde.“

Jules, erstaunt und ein wenig beunruhigt, sprang aus dem Bett und schickte sich an, Beinkleider und Schlafrock anzuziehen, als der hinausgehende Diener heftig von einem Individuum zurückgestoßen wurde, das, die Faust auf die Hüfte gestemmt und den Hut auf dem Kopfe, hereintrat.

Diese Person war Rigobert Maclou Médard Enserin, Beamter des Handelsgerichts.

„Was ist das für ein Bauer und weshalb lassen Sie ihn hier eintreten?“ fragte der Vicomte seinen Diener.

„Ich bitte um Entschuldigung,“ antwortete Enserin, „ich bin hier, Kraft meines Amtes, als Vollstrecker des Gesetzes.“

Nodêsmes, geärgert durch die Unverschämtheit des Beamten, und außerdem nicht vermuthend, daß dieser

in seinem Rechte sei, da er die zwanzigtausend Franken durch d'Entragues an Salomon bezahlt glaubte und nichts von der Existenz der Wechsel wußte, die man ihm zu präsentiren kam, ergriff eine Reitpeitsche und ließ den Hut des Beamten vier Schritt weit von seinem Kopfe fliegen, indem er ausrief: „Hinaus! Auf der Stelle hinaus!"

„Bah!" sagte dieser, sich an den Kamin lehnend.

„Hinaus, oder ich werde den Polizeicommissair rufen lassen!"

„Den Commissair!" sagte Enserin; „der Witz ist gut!"

„Baptist," sagte Jules zu seinem Diener, der mit offenem Munde stehen geblieben war, „hole den Commissair!"

„Halt, mein Junge," sagte der Beamte laut auflachend, „Sie haben nicht nöthig, sich zu incommodiren, der Commissair ist hier . . ."

„Infame Canaille!" rief Nodêsmes, „Sie haben gelogen, Sie sind ein Dieb! Gehen Sie, oder ich stehe für nichts."

Und der junge Mann, von seiner Wuth fortgerissen, öffnete den Secretair und bewaffnete sich mit einem Pistol.

Enserin wurde bleich, sprang zur Seite und schrie heulend:

„Zur Hilfe! Zur Hilfe, mein Herr Commissair! man mordet mich! . . .“

„Wirst Du schweigen, Spitzbube!“ rief Jules, „willst Du schweigen!“

Aber schon war das Zimmer von einer Menge Garden erfüllt; vier von ihnen stürzten sich auf den Vicomte, entrissen ihm das Pistol, warfen ihn auf's Bett und hielten ihn trotz seines Schreiens und Widerstrebens fest.

Zu gleicher Zeit trat ein Mann von einem greisen Alter und respectablen Ansehen ein und näherte sich mit den Worten:

„Was giebt's hier und weshalb nöthigen Sie uns durch Ihren Widerstand, Gewalt zu gebrauchen?“

„Den Commissair! den Commissair!“ wiederholte der Vicomte, sich immer noch sträubend.

„Ich bin es!“ sagte der ältliche Mann.

„Ist dies wahr?“ fragte Nodèsmes.

„Dieser Zweifel ist beleidigend,“ sagte der Beamte in würdigem Tone.

„Dann, mein Herr, befehlen Sie, daß man mich frei lasse und ich mich mit Ihnen erkläre.“

„Lasset den Herrn frei,“ sagte der Commissar.

„Aber . . .“ sagte Enserin, der seiner Furcht nicht ganz Meister geworden war.

„Ich habe befohlen, den Herrn frei zu lassen.“

Die Wache gehorchte.

Jules erhob sich. Er war bleich und seine Augen waren in Folge der heftigen Anstrengung mit Blut unterlaufen.

„Sind Sie der Commissair?“ fragte er die einzige Person unter den Anwesenden von anständigem Aeußeren.

„Ich bin es.“

„Dann, mein Herr, wollen Sie die Güte haben, mir zu erklären, wie es kommt, daß Sie durch Ihre Anwesenheit eine Verletzung des Hausrechts und die Handlungsweise dieser Männer sanctioniren, die mich hier plötzlich überfallen?“

„Obgleich Ihre Frage nicht in schicklicher Weise gestellt ist, so will ich doch in Rücksicht auf Ihre peinliche Situation Ihnen antworten, daß durch meine Anwesenheit hier keine Verletzung des Hausrechts, sondern ein gesetzlicher Akt sanctionirt wird.“

„Ein gesetzlicher Akt!!“ wiederholte Jules bestürzt, der seinen Ohren nicht trauen zu können glaubte.

„Ohne Zweifel.“

„Aber wer ist dieser Mann?“

Und der Herr von Rodèsmes deutete auf Enserin.

„Ein Beamter des Handelsgerichts!“ antwortete dieser, mit Selbstzufriedenheit seine Cravatte zurecht zupfend.

„Und was wollen Sie von mir?“

„Die Frage ist sonderbar!“ sagte Enserin.

„Ich spreche nicht mit Ihnen,“ sagte Jules verächtlich.

„Er kommt,“ antwortete der Commissair, „um auf richterliches Urtheil eine bedeutende Summe von Ihnen zu fordern und hat zur Vollstreckung der Execution meinen Beistand reclamirt, den ich ihm nicht verweigern kann, obgleich dergleichen Geschäfte mir im höchsten Grade widerlich sind.“

„Wohlan! mein Herr Commissar, wenn dieser Mann, anstatt mit einer unglaublichen Unverschämtheit und Gemeinheit einzutreten, mir ganz einfach gesagt hätte, worum es sich handelt, so würden wir eine sehr peinliche Scene vermieden haben ... Ich glaubte diese Schuld seit acht Tagen bezahlt und will sie jetzt zahlen.“

„Sie wollen bezahlen?“ fragte der Commissar.

„Sogleich.“

Enserin schien äußerst verwundert, strich seinen Bart und sagte mit halblauter Stimme:

„Bah! bezahlen!“

Jules, der am Tage zuvor sein Geld beim Banquier erhoben hatte, öffnete den Secretair, nahm aus einem Kasten einundzwanzig Billets zu tausend Franken und reichte sie dem Beamten des Handelsgerichts.

Der Letztere nahm sie, wendete sie um und um, zählte sie und sagte:

„Was soll das?“

„Pardieu! Sie sehen es ja!“ schrie der Vicomte, der seine Wuth sich erneuern fühlte.

„Geben Sie dies meinen Leuten als Trinkgeld?“ fragte Enserin ironisch.

„Mein Herr Commissair, Sie hören diesen Menschen,“ sagte Rodêsmes, dessen Blut von Neuem zu kochen begann, zum Commissair.

„Stimmt die Summe nicht?“ fragte der Commissair den Beamten des Handelsgerichts.

„Teufel! ich glaube nein.“

„Um wieviel handelt es sich?“

„Um eine Bagatelle in Sous.“

„Um wieviel?“

„Mein Herr Commissar ich vollstrecke Execution wegen siebenmalhunderttausend Franken, ohne die Kosten.“

„Siebenmalhunderttausend Franken!“ wiederholte Jules, der, wie vom Blitz erschlagen, in einen Stuhl sank.

„Wissen Sie das nicht?“ fragte der Commissair.

„Aber das ist nicht wahr!“ rief der Vicomte, sich erhebend. „Es ist nicht wahr, glauben Sie es nicht; dieser Mann lügt, er lügt oder er ist verrückt!“

Der Commissair heftete fragend seine Augen auf den Beamten des Handelsgerichts.

„Mein Commissair, hier sind die Wechsel,“ sagte Enserin; „prüfen Sie!“

Der Commissair durchlief die Wechsel und zählte die Summe.

„Es ist richtig!“ sagte er.

„Richtig!“ rief Jules, „Sie sagen, daß Alles in Richtigkeit ist und ich weiß nichts davon. Ich schwöre Ihnen vor Gott und bei meiner Ehre, daß ich nur zwanzigtausend Franken schuldig bin.“

„Das ist möglich; aber Sie haben für eine viel größere Summe unterzeichnet.“

„Niemals!“ sagte Jules.

„Erkennen Sie ihre Unterschrift?“

Und der Commissar zeigte vorsichtig die Wechsel dem jungen Manne.

Nodèsmes warf einen Blick auf die Papiere und während sein Gesicht sich mit jedem Augenblicke mehr entfärbte, murmelte er:

„Meine Unterschrift! Meine Unterschrift!“

„Nun?“ fragte gerührt der Magistrat.“

„Ja . . .“ antwortete Jules, „. . . es ist meine Unterschrift und dennoch habe ich sie nicht unterzeichnet.“

„Beschuldigen Sie Jemand der Fälschung?“

„Ich . . . ich weiß nicht . . . aber — aber ich habe sie nicht unterzeichnet . . . .“

„Paperlapap! mein Commissair,“ unterbrach ihn Enserin, „dieser Herr weiß recht gut um diese Wechsel,

denn er hat vor acht Tagen ein Recursgesuch dagegen eingelegt, das er nicht erneuert hat, und das ich hier . . .“

Dieser Beweis schien den Commissair zu überzeugen und er gab Befehl zur Fortsetzung der Procedur.

„Gehen wir!“ sagte der Beamte des Handelsgerichts, seine Hand auf die Schulter des Vicomte legend.

Dieser schauderte unter dieser Berührung, wie vor der eines giftigen Gewürmes und fragte:

„Wohin führt man mich?“

„Nach Clichy, Parbleu!“ antwortete Enserin.

„Wenn Sie nicht zahlen können,“ bemerkte der Commissair. „Können Sie es?“

„Nein.“

„Dann vorwärts!“ sagte Enserin.

„Führen Sie den Herrn in einem Wagen fort,“ sagte der Commissar, „vielleicht findet der Präsident einen Formfehler und befiehlt die Freilassung dieses Herrn.“

„Ah! ja! Ich wünsche es ihm!“ murmelte Enserin zwischen den Zähnen; „aber mir gleich, wir werden fahren, das wird zehn Franken mehr für mich machen.“

Jules, der vollständig besinnungslos war, vollendete seinen Anzug und stieg ohne Widerstand in den Fiaker, der am Thore des Hotels wartete und in dem

zugleich drei Garden und der Handelsgerichtsbeamte mit einstiegen.

Drei Municipalgardisten folgten zu Pferde.

Das tiefste Schweigen herrschte während einiger Minuten im Wagen. Aber plötzlich hielt Herr Enserin es für passend, sich an seinen Gefangenen zu wenden:

„Und hat der Herr Vicomte die Absicht, seine fünf Jahre in dem Lusthause zuzubringen, in welches wir ihn fahren?“

Die frische Luft und die Bewegung hatten Jules wieder zu sich selbst gebracht und er antwortete mit dem Ausdrucke der tiefsten Verachtung:

„Geht Sie das etwas an?“

Dann blieb er während des übrigen Theils des Weges stumm in den Mantel seiner Würde gehüllt.

Man langte vor dem Justizpalast an und der Fiaker hielt vor dem Thore.

Die Wachen stiegen zuerst aus.

Enserin ergriff den einen Arm des Vicomte und sein Gefährte bemächtigte sich des andern.

So führten sie ihn in das Zimmer des Präsidenten.

Der Präsident hörte kein Wort von dem, was ihm Jules sagte, fand die Sache ganz in der Ordnung und befahl die sofortige Einsperrung des Vicomte.

Der Vicomte stieg wieder in den Wagen und endlich langte man vor dem hohen und düsteren Thore des Schuldgefängnisses an.

Von der Straße Saint-Lazare aus war ihnen ein Mann, verborgen in der Tiefe eines Cabriolets der Régie, Schritt für Schritt gefolgt, und hatte sich nur erst entfernt, als das Thor des Schuldgefängnisses hinter dem Vicomte geschlossen war.

Dieser Mann war Georg d'Entragues.

Georg und Danaë.

Unmittelbar nach der Einsperrung des Vicomte begab sich Georg nach den Elyseischen Feldern und erschien im Hotel der Frau Herzogin von Sandoval.

Er gab seine Karte dem Diener und wurde sogleich eingeführt.

Danaë war bei ihrer Toilette.

Sie hatte kaum Zeit, sich bis an den Hals in einen Schlafrock von weißem Cachemir zu hüllen.

Georg verbeugte sich respectvoll, ergriff die Hand der jungen Dame und führte sie an seine Lippen.

Die Herzogin war bei seinem Anblick ein wenig bleicher geworden.

„Nun? ... Herr Graf?“ fragte sie mit einem bittern Tone, der sie niemals verließ, sobald sie sich an Georg d'Entragues wendete, „was haben Sie mir heute zu befehlen?“

„Ich, Frau Herzogin?“ sagte der junge Mann, mit dem Ausdrucke lebhafter Verwunderung.

„Ich vermuthe, daß Ihr früher Besuch einen Zweck hat . . .“

„In der That . . .“

„Und ich füge hinzu, daß Sie, nach der Natur unseres Verhältnisses, nur hierherkommen, um mir eine neue Verpflichtung aufzulegen.“

„Gestatten Sie mir, die Ehre haben zu dürfen, Ihnen zu versichern, daß Sie durchaus im Irrthum sind . . .“

„Wahrhaftig?“ sagte Danaë ironisch.

„Vollkommen.“

„Nun, so lassen Sie hören.“

„Sie haben ein gutes Gedächtniß, Frau Herzogin? . . .“

„Ein vorzügliches Gedächtniß.“

„Sie werden sich also meines ersten Besuches erinnern, den ich vor einigen Monaten Ihnen zu machen die Ehre hatte.“

„Gewiß.“

„Sie haben den Vertrag nicht vergessen, den ich Ihnen damals vorschlug und den Sie zu genehmigen geruhten?“

„Einen Vertrag, den Sie einen Allianzvertrag zu nennen beliebten, und den Sie mir nicht vorschlugen, sondern zu dem Sie mich zwangen.“

„Es kommt hier wenig auf den Ausdruck an; die Thatsache allein ist von Bedeutung.“

„Was haben Sie mir zu sagen, mein Herr Graf?“

„Ich gab Ihnen damals ein Versprechen ...“

„Nicht eins, sondern zwei.“

„Zwei, gut; erinnern Sie sich derselben, Frau Herzogin?“

„Zuerst die Geheimhaltung der traurigen Geschichte, mit welcher Sie der Zufall bekannt gemacht hat...“

„Ich habe es getreulich gehalten!...“

„Dann versprachen Sie mir nach sechs Monaten die Zurückgabe aller der Papiere, die mich in's Verderben stürzen können.“

„Sind diese sechs Monate verflossen?“

„Noch nicht.“

„Und dennoch bin ich jetzt schon bereit, mein zweites Versprechen zu halten, wie ich das erste gehalten habe.“

„Wie?“ rief Danaë, während ein freudiger Schauer sie durchbebte, „Sie wollen mir das verhängnißvolle Manuscript zurückgeben?“

„Ich habe die Absicht.“

„Und wann?“

„Bald!“

„Heute?“

„Heute, wenn Sie es wünschen.“

„Was muß ich thun?“

Georg zog aus der Tasche seines Ueberrocks ein dickes, versiegeltes Packet:

„Was ist das?“ fragte Danaë.

„Das Manuscript.“

„Weshalb im Umschlag und versiegelt?“

„Wollen Sie die Güte haben, die Adresse zu lesen, Frau Herzogin?“

Und Georg hielt das Packet, ohne es aus der Hand zu geben, Danaë vor die Augen, welche las:

„An Madame, die Herzogin von Sandoval

In . . . .

Spanien.

Poste restante.“

„Ich werde die Ehre haben, mich näher zu erklären,“ sagte Georg; „ich habe auf der Adresse den Ort nicht angegeben, weil ich beabsichtige, denselben nach Ihrer eigenen Bestimmung hinzuzufügen, wohin Sie das Packet gesendet haben wollen.“

„D. h. Sie wollen mich von Paris entfernen?“

„Es wird mich tief und empfindlich schmerzen, des Glückes beraubt zu sein, Sie zuweilen zu sehen, aber ich glaube, daß der Herr Herzog es auffallend finden wird, Sie während seines verlängerten Aufenthalts im Vaterlande des Cid nicht zu sich zurückkehren zu sehen.“

„Dies eine Mal werde ich noch gehorchen...“

„Welchen Ort soll ich schreiben?“ fragte d'Entragues, sich verneigend.

„Schreiben Sie: Sevilla.“

„Es ist geschehen, Frau Herzogin.“

„Ich werde heute Abend abreisen.“

„Mein Brief wird vor Ihnen anlangen.

„Und Nodèsmes . . . darf ich ihn nicht vor meiner Abreise noch ein Mal sehen?“ sagte die Herzogin zögernd.

„Der Herr von Nodèsmes hat Thorheiten begangen,“ antwortete Georg gleichgiltig, „und büßt sie seit diesem Morgen in Clichy.“

„Graf d'Entragues!“ rief Danaë, instinctartig errathend, daß Georg seinen Freund in irgend eine infame Falle gelockt hatte, „Graf d'Entragues, Sie sind ein teuflischer Mensch!“

Georg verbeugte sich und antwortete lächelnd, die beiden bekannten Verse parodirend:

„Vous, vous trompez, Madame, et je n'ai mérité
Ni cet excès d'honneur, ni cette indignité!“

Dann fuhr er in Prosa fort:

„Sie haben ohne Zweifel eine Menge von Vorbereitungen für Ihre plötzliche und unvorhergesehene Abreise zu treffen; ich will Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen, Frau Herzogin, und habe die Ehre, von Ihnen Abschied zu nehmen, um die Erlaubniß bittend, Ihnen ein letztes Mal die Hand küssen zu dürfen.“

Nachdem d'Entragues Danaë verlassen, trug er das ebenerwähnte Packet auf die Post.

Es enthielt weißes Papier und folgenden Brief:

„Frau Herzogin!

„Sie sind für mich eine treue, aber feindlich gesinnte Aliirte gewesen, und es ist nicht weise, solchen Verbündeten gegenüber ganz waffenlos zu bleiben.

„Sie werden es also durchaus nicht auffallend finden, wenn ich gewisse Memoiren, deren ich mich nie als Angriffswaffen bedienen werde, als Schutzwaffen zurückbehalte.

„Ich bin kein Gelehrter, Frau Herzogin, und doch weiß ich mir den plötzlichen Tod unsers gemeinschaftlichen Freundes Lord William Stloobomby besser zu erklären, als die Aerzte.

„Ich bin überzeugt, daß Sie den Tod dieses guten Mannes, wie ich selbst, beweint haben werden.

„Gestatten Sie mir also, Ihnen zu sagen, Frau Herzogin, daß in meinem Secretair gewisse Papiere unter der Adresse des Herrn Herzogs von Sandoval verschlossen sind.

„Wenn, was Gott verhüten möge, ich einem plötzlichen Schlaganfall, unterliegen sollte, so werden diese Papiere sofort an ihre Adresse befördert werden.

„Ich wage zu hoffen, daß dies niemals geschehen wird, und habe die Ehre, Frau Herzogin, zu Ihren

Füßen die Versicherung des tiefsten Respectes niederzulegen.

„Der ergebenste und gehorsamste Ihrer Diener

„Graf d'Entragues."

Danaë reis'te noch an demselben Tage ab.

Mazagran als Erlöserin.

Der arme Jules saß, den Kopf in die Hand gestützt, auf einem der harten Strohstühle der Zelle, die man ihm in Clichy eingeräumt hatte, und erwartete, gedankenvoll die Antworten der Briefe, die er an Entragues und Danaë geschrieben hatte.

Wir wissen bereits, daß er vergeblich wartete.

Plötzlich wurde er aus seiner düstern Träumerei durch die gedehnte Stimme eines Commissionairs geweckt, der im Corridor schrie:

„Meiin Herrrr Nooodêsmes?“

Jules verließ seinen Stuhl, öffnete die Thür und sagte:

„Er ist hier.“

Der Commissionair trat herein.

„Was wollen Sie,“ fragte der Vicomte.

„Sind Sie der Herr von Nodêsmes?“

„Ja."

„Es wünscht Sie Jemand zu sehen."

„Wer?"

„Eine Dame."

Jules dachte an Danaë und sein Herz hüpfte vor Freude.

„Wissen Sie den Namen dieser Dame?" sagte er.

„Nein, aber er steht hier geschrieben."

Und der Commissionair zog ein kleines, zerdrücktes Bülletin aus seiner Tasche, dessen getreues Modell wir hier folgen lassen:

„Mein Herr Director!

„Haben Sie die Güte Herrn .... die Erlaubniß zu bewilligen, mich besuchen zu dürfen.

„Sie werden dadurch verpflichten
Ihren ergebensten Diener.

Paris, am 184 *****"

Auf die Rückseite dieses Billets, war mit Bleistift der Name Albertine geschrieben.

„Ich kenne sie nicht!" sagte Nodêsmes enttäuscht.

„Sie wollen also diese Dame nicht empfangen?"

Plötzlich kam Jules die Idee, daß vielleicht die Herzogin, die nicht wagen konnte, unter ihrem Namen hierherzukommen, den Namen Albertine gewählt, oder wenigstens Jemand unter diesen Namen geschickt habe, und er antwortete lebhaft:

„Ja, ja lassen Sie sie eintreten!“

„Dann füllen Sie diesen Zettel an den Director mit Ihrem und dieser Dame Namen aus und fügen Sie hinzu, ob Sie diese Dame im Sprechzimmer oder hier empfangen wollen.“

Jules schrieb: im eigenen Zimmer, und unterzeichnete.

„Bezahlen Sie diese Commission?“ fragte der Commissionair.

„Ja. Wieviel bekommen Sie?“

„Nach Ihrem Belieben.“

Der Vicomte nahm ein Goldstück aus seiner Tasche und reichte es, ohne es weiter zu besehen, dem Commissionair.

Der Industrielle drehte und drehte das Goldstück im Sehkreise seines einzigen Auges, dann, überzeugt, daß der Herr von Nodêsmes sich getäuscht habe, steckte er es in seine Tasche.

Fünf Minuten später trat eine junge Frau in die Zelle des Vicomte, die dieser mit unbeschreiblichem Erstaunen als Adele Lambertini, oder vielmehr Mazagran wieder erkannte.

„Sie! Sie, Madame! ... Sie hier,“ rief er, einen Schritt zurücktretend.

„Ja, ich ... ich selbst,“ antwortete die Lorette mit bewegter Stimme; „mache mir keine Vorwürfe . . .

schelte mich nicht . . . nimm mich nicht unfreundlich auf . . .“

Und mit diesen Worten warf sich die junge Frau in die Arme des Vicomte, drückte ihn zärtlich, legte ihr hübsches Köpfchen an die Brust ihres alten Geliebten, und fing heftig an zu weinen.

Nodêsmes, wider seinen Willen von diesem aufrichtigen und tiefem Schmerze gerührt, außerdem im höchsten Grade verwundert über diese unbegreifliche Scene, stieß Mazagran nicht zurück, die unter lebhaftem Schluchzen murmelte:

„Verzeihe mir! Verzeihe mir!“

„Ich habe Ihnen nicht zu verzeihen, Madame; ich kenne Sie nicht,“ antwortete er mit ernster und trauriger Stimme.

„O nein, sprechen Sie nicht so!“ rief Mazagran, ihr Köpfchen erhebend. „O, nein, sprich mir nicht so. Du hast mich gekannt, Du hast mich geliebt, ich habe Unrecht an Dir gethan, ich habe Dich getäuscht, ich habe Dich verlassen, das war unwürdig, infam! Sage mir das Alles, sage mir, daß Du mich verachtest, mich verabscheust, schlage mich, wenn Du willst, ich will mir Alles ruhig gefallen lassen, aber sage nicht, daß ich eine Fremde für Dich sei.“

Mazagran, die im Hereinstürzen ihren Hut auf das Bett geworfen, warf sich zu den Füßen des Vicomte nieder und umfaßte seine Knie; ihre langen, seidenen

Locken, die Nodêsmes einst so geliebt hatte, flossen, entfesselt von dieser heftigen Bewegung über ihre Schultern bis zur Erde nieder, ihre schmachtenden, blauen Augen waren feucht und flehend auf die seinigen gerichtet. Jules vermochte so vieler Anmuth, Schönheit und Leidenschaft nicht zu widerstehen; er zog sie sanft in seine Arme und verziehe ihr mit einem Kuß . . . .

. . . .

„Siehst Du, mein Jules,“ sagte Mazagran, nach einem ziemlich langen Schweigen wieder heiter geworden, „ich liebe Dich, und liebe Dich sehr . . . Nach dem, was geschehen, würde ich niemals zu Dir zurückgekehrt sein, weil ich Dich für so reich hielt und sehr glücklich; ich würde Furcht gehabt haben, meine Liebe einem egoistischen Interesse zugeschrieben zu sehen, aber heute bist Du in Clichy, und ich komme.“

„Das ist wahr!“ sagte Jules mit einem Seufzer.

Dieser Seufzer galt Danaen, Mazagran bezog ihn auf sich und fuhr fort:

„O, die Vergangenheit, mein theurer Jules, muß im Schooß der Vergessenheit begraben werden! das ist mein Fehler nicht; ich bin, wie der gute Gott mich geschaffen hat, leichtsinnig, närrisch, unbesonnen! . . . ich habe fast Furcht, daß ich mich jemals ändern könnte.“

Und Mazagran trillerte nach ihrer alten Gewohnheit:

„Freund ich bin, ich bin Lisette,
Die Lisette Berangers.“

„Apropos!“ fragte sie plötzlich, „für wieviel bist Du hier?“

„Wegen siebenmalhundertundvierundzwanzigtausend Francs.“

Die Ungeheuerlichkeit dieser Summe schien Mazagran zu erschrecken, die mit dem Finger durch die Luft fuhr und hastig ausrief:

„Canaille!“

„Von wem sprichst Du?“

„Ach! dieser Spitzbube, dieser Schurke!“

„Salomon?“

„Ich kenne keinen Salomon!“

„Aber, wen meinst Du denn?“

„Georg! Parbleu! Deinen schurkischen Freund!“

„Georg d'Entragues!“ murmelte Jules erstaunt.

„Und weißt Du das nicht?“

„Aber was, was denn?“ rief der junge Mann, vor dessen Augen die Worte Mazagrans plötzlich, wie ein Blitzstrahl, die tiefe Finsterniß zerrissen, welche sie bis dahin umgeben hatte.

„Wie, Du glaubst nicht, daß Georg Dich hat nach Clichy bringen lassen, Georg, der Dich seit dem Tage, wo er mich verlockte, Deine Maitresse zu werden, an der Nase herumgeführt hat?“

„Was sagst Du?“ fragte Jules, von einem Grade der Verwunderung zum andern übergehend. „Georg kannte Dich?“

„Ohne Zweifel.“

„Ist das möglich?“

„So möglich, daß er mich aus meiner Wohnung in der Straße Neuve-Saint-Georg ausziehen ließ, mich unter dem Namen der Frau Witwe Lambertini, am Platz Ventadour einmiethete und dies Alles, bevor er in die Normandie reis'te, um Dich aufzusuchen.“

„Oh, mein Gott! Oh, mein Gott!“

„Ich war zu Allem bereit, weil ich nichts Böses darin sah. Ich glaubte, wie er mir sagte, daß eine politische Intrigue dahinterstecke, und außerdem gefielst Du mir, sobald ich Dich sah. Es scheint, daß dieser Schuft von Georg sich in den Kopf gesetzt hatte, Dich auszuplündern und daß er, um Dich diese Wechsel unterzeichnen zu lassen, eine gewisse Nacht benutzte, wo wir Beide, Du und ich, ein wenig angeriffen waren.“

In dem Maaße, wie Mazagran erzählte, wurde es heller und heller in den wirren Erinnerungen des ehrlichen Vicomte, und die Scene der Trunkenheit, die eingegangene Wette, die Unterzeichnung der angeblichen Einladungskarten, traten deutlich und klar aus dem Nebel der Vergangenheit hervor.

„Aber wo haben Sie diese Details erfahren? Wer hat Ihnen gesagt, daß ich in Clichy bin?“

„Parbleu! der Graf Abel!“

„Der Graf Abel . . .“ wiederholte Jules.

Mazagran erröthete.

„Ein Freund George, den ich ein wenig kenne,“ antwortete sie.

Nodêsmes errieth und drang nicht weiter in sie.

„Ah! Ich weiß noch ganz andere Dinge von ihm,“ fuhr die junge Frau fort.

„Was sonst noch?“

„d'Entragues ist ein Dieb.“

„Ein Dieb?“

„Ja, er hat ein Petschaft gestohlen, das einer jungen Dame gehört, die mit mir in einem Hause wohnt und Perdita heißt. Er hat behauptet, es nicht zu haben, als man es von ihm zurückforderte, und dennoch hatte er es, denn von ihm ist es dem Grafen Abel übergeben worden, der es wiederum mir gab, die ich es Perdita zurückgegeben habe; man vermuthet sehr stark, daß er es ebenfalls gewesen ist, der diese arme Frau entführt, und in einem einsamen Hause in Vincennes eingesperrt gehalten hat. Aber Geduld, Alles wird sich einst aufklären.“

Jules, der von dem Verschwinden Perdita's nichts wußte, verstand die letzte Tirade seiner Exmaitresse nicht, er ahnte nur irgend eine neue Infamie seines perfiden Freundes und murmelte:

„Was thun? Was thun?“

„Sobald als möglich diesen Ort verlassen.“

„Ja, aber wie? Wie kann ich, ohne meine

Güter zu verkaufen, die ungeheure Summe beschaffen, deren ich, um frei zu werden, bedarf? . . ."

„Bezahlen!" rief Mazagran, „Du bist bestohlen und willst bezahlen? Geh' doch!"

„Kann ich auf andere Weise meine Freiheit erlangen?"

„Vielleicht."

„Ohne Zweifel bleibt mir die Aussicht, einen Proceß anzufangen; aber obgleich ich ihn wahrscheinlich gewinne, so wird er doch sehr lange dauern, und ich kann den Gedanken einer langen Gefangenschaft nicht ertragen."

„Es giebt noch andere Mittel . . ."

„Was für welche?"

Mazagran schien nachzudenken, schlug sich vor die Stirn und sagte:

„Ich habe eine Idee!"

Nach einigen Minuten tiefen Nachdenkens stieß Mazagran einen kleinen Schrei aus, umarmte Nodêsmes und sagte:

„Ich habe es! Ich habe es! Das wird gehen, wie auf dem Roulette!"

„Nun, kann ich erfahren? . . ." fragte Jules.

„Gewiß!"

„Nun?"

„Nehmen wir zuerst an, Du gingest zum Director . . ."

„Wozu?"

„Um ihm zu sagen: Mein Herr, ich bin auf

nichtswürdige Weise bestohlen, lassen Sie mich frei, um die Spitzbuben aufzusuchen . . . was glaubst Du, was er Dir antworten würde?“

„Er würde mir unter die Nase lachen.“

„Ich glaube das auch,“ sagte Mazagran, die bei diesem Gedanken ein lautes Gelächter nicht zu unterdrücken vermochte.

„Mir scheint die Situation nicht eben zum Lachen,“ antwortete Nodèsmes trocken.

„Warte! aber so warte doch einen Augenblick, daß ich Dir meinen Plan auseinandersetzen kann . . . es handelt sich ganz einfach darum, sich die Erlaubniß zu nehmen, die man Dir nicht geben kann.“

„Entfliehen?“ rief Nodèsmes.

„Ja!“

„Aber das ist nicht möglich!“

Mazagran nahm eine napoleonische Stellung an und antwortete:

„Das Wort unmöglich ist kein französisches Wort.“

„Hast Du die Thore nicht gesehen und die Wachen nicht gezählt?“

„Was thut das?“

„Wirst Du mich etwa durch das Fenster entfliehen lassen? . . . Aber ich habe weder Feilen, um die Fenstergitter zu durchschneiden, noch Strickleitern,

um mich hinabzulassen, noch die geringste Lust, ein solch' gefährliches Unternehmen zu wagen."

„Es ist hier weder von Strickleitern, noch Feilen, noch Eisenstangen die Rede! Wir sind nicht im Gaieté, um ein Melodrama aufführen zu sehen; es ist ganz einfach davon die Rede, durch die Thür hinauszugehen, wie ein ehrlicher Krämer, der seine Termine bezahlt."

„Du machst mich neugierig," sagte Jules mit leichtem Lächeln.

„Und es wird dennoch gehen; willst Du mich meine Idee ausführen lassen?"

„Mache, was Du willst."

„Ich habe Dich nur um etwas zu bitten."

„Das ist?"

„Bleibe von jetzt ab bis morgen in Deiner Zelle und zeige Dich Niemand."

„Ist das Alles?"

„Ja! —"

„Ich verspreche Dir, hier zu bleiben und keinen Schritt über die Schwelle zu setzen."

„Morgen um diese Zeit wirst Du frei sein. Jetzt Adieu!"

Und Mazagran nahm Shawl und Hut.

„Du gehst, und ohne mir zu erklären?" fragte Rodêsmes.

„Heute habe ich keine Zeit mehr . . . verlaß Dich auf mich . . . Morgen sollst Du Alles erfahren.“

„Warte wenigstens, daß ich Dich in den Vorsaal führen kann.“

„Hältst Du so Dein Versprechen, Dich nicht sehen zu lassen? . . . Danke! das verspricht viel!“

„Ich, ich habe Unrecht, ich dachte nicht mehr daran! Auf Wiedersehen, mein Kind!“

„Auf baldiges Wiedersehen, mein theurer Jules.“

Die beiden jungen Leute umarmten sich und Mazagran schlüpfte leicht und freudig aus der Zelle.

Rodêsmes blieb allein und versank bald von Neuem wieder in ein tiefes und düsteres Nachdenken, dessen Gegenstände unsere Leser besser errathen werden, als wir sie ihnen mittheilen können.

Wir müssen jetzt unsern Lesern den Plan Mazagrans mittheilen, durch welchen sie Jules, wenn nicht definitiv, doch wenigstens provisorisch, in Freiheit setzen wollte.

Die junge Frau verschmähte es, wie der größte Theil der Pariser Loretten, nicht, von Zeit zu Zeit in die Loge des Portiers einzutreten, um daselbst eine halbe Stunde Cancan zu tanzen, oder zu plaudern.

Man begreift, daß häufig gespendete Hundertsousstücke, wenn sie Morgens nach fünf Uhr nach

Hause zurückkehrte, das freundschaftlichste Vernehmen zwischen der Lorette und dem würdigen Thürhüter begründet hatten.

Dieser hatte einen Sohn von zwei= oder dreiundzwanzig Jahren, seines Zeichens ein Tischler, einen hübschen, jungen Mann, auf den Mazagran zuweilen einen Kennerblick geworfen hatte.

Dieser junge Mann, ebenso braun, als Jules blond, war es, dem die Lorette in dem kleinen Drama eine Rolle bestimmt hatte, über welche sie nachsann.

Sie bemächtigte sich seiner in dem Augenblicke, wo er von seinem Meister nach vollendetem Tagewerk zurückkehrte, und führte ihn sofort nach dem Palais=Royal zu Giovanni, dem geschicktesten Perrückenmacher für die Pariser Theater.

Giovanni hatte den unschätzbaren Vorzug, Mazagran für den Carneval zu frisiren, kannte und schätzte sie.

Er wählte aus seiner Sammlung eine Perrücke, welche auf bewunderungswürdige Art den schwarzen, lockigen Haaren des Portiersohnes aus der Straße de Provence glich.

Adelbert trug außerdem Schnurr= und Spitzbart, eben so schwarz, als sein Haar, und Giovanni lieferte das facsimile zu diesen beiden Ornamenten.

Nachdem dies zur vollständigen Zufriedenheit Mazagrans geschehen war, kehrte sie nach Hause zurück, sagte dem jungen Manne, daß sie seiner am näch=

sten Tage bedürfen würde und deshalb nicht in seine Werkstatt gehen dürfe.

Am nächsten Tage gegen Mittag ließ die Lorette Adelbert zu sich hinaufkommen, um bei seiner Toilette zu präsidiren.

Sie wählte aus der Garderobe des jungen Tischlers das Auffallendste und Schreiendste, was er besaß. Ein hellfarbenes Beinkleid mit schwarzen Streifen, ein blauer Frack mit gelben Knöpfen, eine Weste von granatrother Seide, ein grauer Filz, auf das rechte Ohr gerückt, und eine Brille waren die Hauptelemente dieses Costüms.

Außerdem dürfen wir eine magnifique Cravatte von hellbrauner Seide nicht vergessen.

Nachdem dies geschehen, steckte sie ein Täfelchen Sepia, Gummi, einen Pinsel, eine Scheere, einen kleinen Spiegel, die Perrücke und den Bart in ihre Tasche, und so vollständig ausgerüstet, stieg sie mit ihrem Cavalier in einen Wagen und gab dem Kutscher Befehl, nach Clichy zu fahren.

Nodèsmes, von Mazagran durch ein Billet unterrichtet, lös'te sich einen Erlaubnißschein zum Besuch für Mademoiselle Albertine und Herrn Adelbert Gradelu.

Dieser Schein wurde in der Gefängnißschreiberei abgegeben, und die beiden Besucher wurden eingelassen.

Als Mazagran die verschiedenen Wachen durchschritt, bemerkte sie mit lebhafter Zufriedenheit, daß die hübsche Haltung ihres Begleiters die Bewunderung der Wärter auf sich zog und ihnen als das **non plus ultra** des guten Geschmacks, des Reichthums und der Eleganz erschien.

„Alles wird gehen!“ sagte sie sich und summte den Refrain des alten patriotischen Liedes:

„La victoire en chantant nous ouvre la barrière!“

Zwei Minuten später trat sie, von Adelbert begleitet, in die Zelle des Vicomte.

„Du siehst diesen Herrn?“ fragte sie Jules, der nicht ohne Verwunderung das Costüm und die Haltung des jungen Tischlers betrachtete.

„Vollkommen!“ antwortete der Vicomte lächelnd.

„Betrachte ihn mit Aufmerksamkeit.“

„Ich sehe mit beiden Augen.“

„Merke Dir besonders die Art und Weise, wie er geht.“

„Aber er geht nicht.“

„Er wird gehen ... Gehen Sie, Adelbert.“

Adelbert ging.

„Ein wenig schneller.“

Der junge Mann beeilte seine Schritte.

„Es ist gut! Halten Sie!“

Er blieb, mit dem Gehorsam eines wohlexercirten Soldaten, stehen.

„Hast Du wohl Acht gegeben?“ sagte Mazagran zu dem Vicomte.

„Ja!“

„Vorwärts! ... Jetzt, Adelbert,“ fügte sie, zu dem jungen Tischler gewendet, hinzu, „entkleiden Sie sich.“

Adelbert schien sich zu schämen.

„Haben Sie keine Furcht, ich werde mich umdrehen.“

Der junge Mann entfloh in einen Winkel des Zimmers und begann, sich zu entkleiden.

Inzwischen zog Mazagran, nachdem sie die Thür verriegelt hatte, die verschiedenen eingesteckten Gegenstände aus ihrer Tasche und breitete sie auf dem Tische aus.

Jules schaute ihr verwundert zu.

Mazagran ließ ihn sich auf einen Stuhl niedersetzen, lös'te ein wenig Sepia in einem Glase Wasser und überzog sein ganzes Gesicht, mit Hilfe eines batistenen Taschentuches, mit einem leichten Braun.

Nachdem dies geschehen, nahm sie die Scheere, entschlossen, den blonden Bart des Vicomte abzuschneiden.

Der Letztere, der auf seinen Bart hielt, stieß einen Schrei aus und sprang vom Stuhle auf:

„Was machst Du?“

„Du hast eine Charte-Blanche und ich mache

davon Gebrauch. Setze Dich nieder, wir haben keine Zeit zu verlieren."

Der Bart fiel und Mazagran heftete mit Gummi den schwarzen Schnurr- und Kinnbart an, den sie bei Giovanni gekauft hatte, setzte Jules die Perrücke auf den Kopf, bräunte mit dem Pinsel seine Augenbrauen, gab ihm Hut und Brille und betrachtete ihn dann einen Augenblick, wie ein Maler, stolz auf sein Werk, ein Gemälde betrachtet, das er vollendet hat.

Die Hauptsache war geschehen. Dann ließ sie ihn sein Beinkleid mit dem hellfarbigen mit schwarzen Streifen vertauschen, legte ihm die blauseidene Cravatte um den Hals, ließ ihm die granatfarbige Weste und den blauen Frack mit gelben Knöpfen anziehen, und hielt ihm endlich den kleinen Spiegel, den einzigen Zierrath der Zelle, vor die Augen.

Jules stieß einen Ausruf der Verwunderung aus, denn er kannte sich selbst nicht wieder.

„Nun?" rief die Lorette, berauscht von ihrem Triumph, „was sagst Du?"

„Und jetzt?" fragte Jules.

„Jetzt verlaß Dich, wie im Uebrigen, auf mich. Erinnere Dich nur, daß Du in diesem Augenblick Adelbert Gradelu heißt und daß Du vor einer Stunde etwa mit mir nach Clichy gekommen bist."

„Und ich," fragte der wirkliche Adelbert, „was soll aus mir werden?"

„Sie, mein Freund," antwortete Mazagran, „bleiben hier, schließen die Thür hinter uns, verhalten sich ruhig und öffnen Niemand, wer es auch sei. Ich werde in wenigen Augenblicken zurückkommen, um Sie zu holen."

„Und sind Sie auch sicher, daß man meiner Entfernung keine Hindernisse in den Weg legen wird?" fragte von Neuem der Tischler, der ängstlich zu werden begann.

„Parbleu!" rief die Lorette, „wenn ich Ihnen dafür stehe! . . . Vorwärts, Jules!"

Die beiden jungen Leute stiegen hinab und gingen, anstatt durch die Gallerie, durch den Garten.

Die Fenster des Saales, wo die Wächter, die mit dem Einlaß der Besucher beauftragt waren, sich gewöhnlich aufhielten, gingen auf diese Seite des Gartens hinaus, und Jules und Mazagran mußten mehrere Minuten lang unter ihren Augen vorüber.

Als die Lorette ihnen Zeit gegeben hatte, die blendende Toilette ihres Begleiters noch einmal zu bewundern, präsentirte sie sich entschlossen am Gitter.

Dies war der schwierigste Schritt und ihr Herz schlug fast lauter, als das des Vicomte.

Aber auch nicht der Schatten eines Zweifels an der Identität kam den Wächtern in den Sinn, und die Erlaubniß, für Adelbert Gradelu bewilligt, wurde auf Jules von Nodêsmes übergetragen.

Einen Augenblick später waren die Flüchtigen in der Straße von Clichy und die Thür der letzten Wache schloß sich hinter ihnen.

„Frei!“ rief Jules.

„Still!“ sagte Mazagran, „steigen wir in einen Wagen und plaudern wir später.“

Drama.

An demselben Tage, ein wenig vor Mitternacht, ging Georg d'Entragues zu Fuß von seiner Wohnung in das Haus der Druckerei Proux de long, das, wie unsere Leser sich erinnern werden, auch von Salomon bewohnt wurde.

Hier, nachdem er den Cerberus in der Portierloge, der diese Stunde ungeeignet fand, durch den gewöhnlichen Obolus eines Hundertsousstücks besänftigt, stieg er muthig in der vollkommensten Finsterniß die Wendeltreppe hinauf, denn die rauchenden Lampen waren bereits seit lange erloschen.

Im dritten Stock angekommen, suchte d'Entragues sich zu orientiren, durchlief tappend den Vorsaal, fühlte endlich unter seinen Fingern die kupferne Platte, auf welcher der Name Salomons eingravirt war, ergriff den Rehfuß und schellte.

Lärmend erklang die Glocke inmitten des tiefen Schweigens.

Niemand kam.

Georg klingelte abermals und wartete.

Kein Geräusch im Innern verkündigte die Absicht, zu öffnen.

Der nächtliche Besucher, ohne Zweifel des Wartens überdrüssig, ergriff zum dritten Mal den Klingelzug und läutete so heftig und anhaltend, daß der Draht zu zerreißen drohte, als er endlich eine Thür sich öffnen und Schritte, von einem dumpfen Gemurmel begleitet, sich nähern hörte.

„Wer ist da?“ fragte die Stimme des Wucherers.

„Ich,“ antwortete Georg, die seinige verstellend.

„Wer, Sie?“

„Ein Freund.“

„Ich kenne Sie nicht, ich liege im Bett ... ich schlafe ... das ist keine Stunde, um die Leute im Schlafe zu stören; gehen Sie Ihres Wegs!“

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen ... in dringenden Geschäften ...“ entgegnete d'Entragues.

„Gute Nacht!“ sagte Salomon und Georg hörte ihn sich entfernen.

„Ah! ist es so, alter Schurke! Warte! warte!“

Und er ergriff abermals die Glocke und läutete wie zum jüngsten Gericht.

„Sacrebleu!“ murmelte Salomon, zurückkehrend,

„das ist ja mehr als unverschämt; man ist nicht mehr Herr in seinem Hause. Aber wir wollen schon sehen.“

Und er öffnete heftig die Thür.

Der Wucherer, dessen Magd, wie dies sehr häufig der Fall ist, unter dem Dache schlief, war durch das Geräusch der Glocke aus dem ersten Schlafe geweckt worden. Er war im Hemd, in einen alten, schlechten Schlafrock gehüllt, hatte Pantoffeln an den nackten Füßen und hielt einen mächtigen kupfernen Leuchter mit einem Lichtstümpchen in der Hand.

Im Augenblick, wo er die Thür öffnete, drückte sein Gesicht den heftigsten Zorn und Aerger aus, aber als er bei dem bescheidenen Lichte die Züge d'Entragues erkannte, veränderte sich seine Physiognomie und wurde ängstlich, furchtsam, fast erschreckt und er machte eine Bewegung, um die Thüre von Neuem zu verschließen.

d'Entragues ließ ihm nicht Zeit dazu, stieß ihn in das Vorzimmer zurück, wohin er ihm folgte und sagte in einem spöttischen Tone, der sehr unangenehm auf die Nerven des Juden wirkte:

„Ach, mein lieber Herr Salomon, ich bin es! Ich will wetten, daß Sie nicht erwarteten, mich zu einer solchen Stunde bei Ihnen zu sehen.“

„In der That . . . mein Herr Graf . . .“

„Ohne Zweifel schliefen Sie, und vielleicht sind Sie noch etwas im Schlaf? Beruhigen Sie sich, ich habe Ihnen nur zwei Worte zu sagen und Sie können

später nach Ihrem Belieben schnarchen . . . denn ich denke, daß Sie schnarchen? . . .“

„Zuweilen . . . mein Herr Graf . . . zuweilen . . .“

„Das ist ein Zeichen des Schlafs der Gerechten, und Sie sind ein Gerechter . . . ohne Widerspruch.“

„Der Herr Graf sind sehr gütig . . .“

„Gehen wir in ihr Cabinet, wenn ich bitten darf.“

„Zu Ihrem Befehl, mein Herr Graf.“

Das Cabinet des Wucherers ist unsern Leser bereits bekannt.

Salomon stellte den Leuchter auf das Bureau, ließ sich in den Lehnstuhl vor diesem Meuble fallen, während d'Entragues einen Stuhl nahm und sich ihm gegenüber niederließ.

„Ich erwarte, was der Herr Graf mir die Ehre erzeigen wird, mitzutheilen . . .“ murmelte der Wucherer.

„Hören Sie, es wird kurz und klar sein und keinen Einwand gestatten . . .“

Salomon verneigte sich.

„Der Herr von Nodèsmes ist verhaftet,“ fuhr d'Entragues fort. „Der Herr von Nodèsmes ist in Clichy, von wo er nicht scheiden wird, ohne Capital, Interessen und Kosten bezahlt zu haben; meine Schuld, Ihnen gegenüber, ist also gedeckt und ich verlange meine Papiere zurück.“

„Ich hatte die Ehre, Ihnen wiederholt zu versichern, daß ich Ihnen diese Papiere an dem Tage zurückgeben

werde, wo ich mein Geld empfangen habe, und ich habe es noch nicht empfangen.“

„Und ich habe das Vergnügen, Ihnen zu versichern,“ rief Georg hastig, „daß mir dies Alles wie eine hübsche, kleine Erfindung von Ihnen vorkommt, um mich anzuführen. Aber bei allen Teufeln, ich habe nicht Lust, Ihr Narr zu sein. Ich verlange meine Papiere, und Sie werden sie mir geben.“

„Wenn das, mein Herr Graf?“ fragte spöttisch der Wucherer, der seine Kaltblütigkeit wieder gewonnen hatte.

„Sogleich!“ —

„Ich glaube nicht.“

„Sie glauben nicht?“

„Nein.“

„Wirklich nicht?“

„Wie ich die Ehre hatte, Ihnen eben zu sagen.“

„Ich habe aber gute . . . unwiderstehliche Gründe, um Sie zu zwingen . . .“

„Lassen Sie hören?“

„Hier!“ sagte Georg.

Mit diesen Worten hatte der junge Mann beide Hände in die Taschen seines Ueberrocks gesenkt und ein paar kleine Pistolen herausgezogen, die er vor Salomons Augen spielen ließ.

„Scheinen Ihnen diese Beweismittel hinreichend überzeugend?

„Ich gebe nach," antwortete der Wucherer; „ich gebe nach, aber gegen die Gewalt protestirend, die der Herr Graf gegen mich sich schuldig macht."

„Protestiren Sie! Protestiren Sie, so viel Sie wollen, das ist mir, Parbleu! ganz gleich, vorausgesetzt, daß Sie thun, was ich verlange."

Salomon, ohne seinen Stuhl zu verlassen, nahm einen Schlüssel aus der Tasche seines Schlafrocks, öffnete einen der Kästen seines Bureaus, über den er sich beugte, um unter den zahlreichen Papieren die nöthigen zu finden.

Georg wartete, das Herz mit triumphirender Freude erfüllt.

Der Jude erhob sich aus seiner gebeugten Stellung und zeigte d'Entragues jetzt seiner Seits mit spöttischen Lächeln ein paar Pistolen, deren Hahn er zurückschlug.

„Wie gefällt Ihnen das?" mein Herr Graf.

d'Entragues, auf diesen bewaffneten Widerstand nicht gefaßt, war einen Augenblick überrascht; aber er triumphirte bald über diese Bewegung.

„Ein Duell, mein lieber Salomon? das ist gerade das, was ich beabsichtigte."

„Bah!" sagte der Jude etwas bestürzt. „Und wie das?"

„Ganz einfach, um zu sehen, wer von uns Beiden den Andern tödten wird."

„Sprechen Sie im Ernst?"

„Gewiß im vollen Ernst, und Sie werden es sehen. Die Papiere, welche ich von Ihnen zurückfordere, sind für mich das Leben, ja mehr, als das Leben, Glück, Achtung, Zukunft! Sie verweigern Sie mir, ich werde versuchen, Sie zu tödten . . . geschieht dies, so werde ich hier Alles durchstöbern, um mich dieser Papiere zu bemächtigen; falle ich im Gegentheil, so bedarf ich derselben nicht mehr und Sie erzeigen mir einen Dienst, indem sie mich von der drückenden Last des Lebens befreien.“

Es lag in den Worten Georgs und besonders im Ton, mit dem sie gesprochen wurden, etwas so Ruhiges, Ueberzeugendes, Entschlossenes, daß Salomon seinen letzten Augenblick herbeigekommen glaubte. Hin- und herschwankend zwischen Geiz und Furcht, würde die letztere dennoch wahrscheinlich gesiegt und er sich entschlossen haben, die Papiere zurückzugeben, hätte nicht ein plötzliches und unerwartetes Geräusch die beiden Acteurs dieser Scene auf ihren Stühlen erbeben gemacht.

Dieses Geräusch rührte von der so heftig angezogenen Glocke, daß auf den ersten Zug die Klingelschnur in der Hand des Neugekommenen zurückblieb.

„Wer kann das sein, guter Gott!“ rief Salomon.

„Ich verbiete Ihnen, zu öffnen!“ sagte Georg mit gebieterischer Stimme.

„Aber doch . . .“ murmelte der Jude.

Ein heftiger, erschütternder Stoß gegen die Thür schnitt Salomon das Wort ab. In gleicher Zeit hörte man eine Stimme von draußen rufen:

„Ich sehe Licht! Ich höre sprechen. Oeffnet im Augenblick, oder ich sprenge die Thür!“

Und, um seinen Worten mehr Gewicht zu geben, stieß der Besucher von Neuem gegen die Thür, daß die Fugen krachten.

Diesmal lief Salomon, ohne sich an Georg zu kehren, nach der Thür und schob den Riegel zurück.

Man kann sich das Erstaunen des Wucherers und des Edelmanns denken, als sie auf der Schwelle das bleiche Gesicht des Herrn von Nodèsmes erscheinen sahen, dessen von Wuth und Ungeduld entstellte Züge entsetzlich anzusehen waren.

Ohne Zweifel hatte Jules nicht erwartet, seinen perfiden Freund bei Salomon zu treffen, denn bei seinem Anblick entfloh ein dumpfer Schrei der Freude und Ueberraschung seinen Lippen, und er stieß den Juden mit einem so wüthenden Stoße von sich, daß dieser zehn Schritte zurückflog, und stürzte sich dann auf d'Entragues, der, trotz seiner Unverschämtheit, seine Stirn unter dem glühenden Athem und dem festen Blicke des Vicomte erbleichen fühlte.

Georg versuchte, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und stammelte, dem Vicomte die Hand reichend:

„Wahrhaftig, mein Freund, ich bin überrascht und entzückt . . .“

„Genug! genug!“ rief Jules ihn unterbrechend, „keine Lüge mehr, keine Infamie weiter! Ich weiß Alles!“

„Und was könnten Sie wissen, was Sie verhindern könnte, die Hand anzunehmen, die ich Ihnen biete?“

Rodèsmes zuckte mit tiefer Verachtung die Achseln.

„Genug! Genug! Sie beschmutzen mich, indem Sie mich anreden.“

„Mein Herr,“ rief Georg.

„Schweigen Sie! Weil ich Sie hier finde, werde ich mich sogleich mit Ihnen erklären; zuerst jedoch zwei Worte mit diesem Manne.

Und Jules näherte sich Salomon, ergriff ihn am Kragen seines Schlafrocks und riß ihn von dem Stuhle empor, in dem er niedergesunken war.

„Mein Herr Vicomte!“ stammelte der Jude.

„Nichtswürdiger Schurke,“ unterbrach ihn Rodèsmes, „ich bin dem Gefängniß entflohen, in welches Du mich hast werfen lassen, und komme, um in Güte oder Gewalt, die Wechsel von Dir zurückzufordern, die Dein Genosse mir abgeschwindelt hat. Willst Du sie mir geben, und im Augenblick geben?“

„Ich kann nicht, mein Herr Vicomte, ich kann in Wahrheit nicht . . .“

„Das wollen wir sehen!“ sagte Jules, den Juden vor ihm niederzuknien zwingend, der sich ohne Widerstand krümmte.

„Sagen Sie noch, daß Sie nicht können?“

„Ohne Zweifel, wenigstens im Augenblick nicht... die Wechsel sind in den Händen meines Huissiers ... aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Herr Vicomte, daß Sie morgen vor zehn Uhr in Ihren Händen sein sollen, und daß ich zu gleicher Zeit den Verhaftsbefehl gegen Sie zurücknehmen werde. Glauben Sie mir, mein Herr Vicomte, daß mein Vertrauen schändlich gemißbraucht worden ist.“

„Es ist gut,“ sagte Jules, den Wucherer loslassend, der sich zitternd erhob, „und ich zähle auf Ihr Versprechen: denn hielten Sie es nicht, so würden wir eine fürchterliche Rechnung miteinander abzumachen haben, und ich schwöre Ihnen bei Gott dem Allmächtigen, daß ich Sie, und wenn ich auch auf die Galeeren muß, ohne Barmherzigkeit tödten werde, nachdem ich zuvor diesen Herrn hier getödtet.“

Und der Vicomte zeigte auf Georg d'Entragues.

Dieser Letztere hatte mit der Willenskraft, welche wir kennen, seine Selbstbeherrschung behalten, und so antwortete er, auf die letzte Phrase, sich halb grüßend verneigend, in spöttischem Tone:

„Ah! Sie wollen mich tödten? ganz einfach, ohne

Scrupel und sans façon? Pardieu! mein Herr Graf! ich gestehe offen, daß ich neugierig bin, das zu sehen."

„Sie werden es sehen, seien Sie ganz ruhig."

„Und . . . sagen Sie mir, wenn ich bitten darf, wird dies im Duell oder durch Meuchelmord geschehen?"

Nodêsmes lächelte verächtlich.

„Wollen Sie mir folgen?" fragte er.

„Bis in den Tod . . . Ich glaube, das wird hier das rechte Wort sein," antwortete d'Entragues mit gezwungenem Lachen.

„Dann gehen Sie, ich folge Ihnen."

Und Nodêsmes öffnete die Pforte des Vorzimmers, und stieg mit Georg die Treppe hinab.

Ende gut, Alles gut.

Mazagran, klug aus Liebe, hatte, nach der leichten Flucht aus Clichy und nachdem sie dem Kutscher Befehl gegeben, Paris zu verlassen, den Rest des Tages mit Jules in einer kleinen Auberge in Saint-Denis zugebracht. Von hier aus kehrten sie, nachdem die Finsterniß groß genug geworden war, dem Exgefangenen einige Chancen für sein Incognito zu bieten, nach Paris zurück und Jules klopfte um zehn Uhr Abends an der Thür des Grafen d'Entragues.

Georg war abwesend, wie unsere Leser wissen, und Jules entschloß sich, beim Juden Salomon den Schritt auszuführen, den wir kennen.

Kehren wir zu d'Entragues und dem Vicomte in dem Augenblicke zurück, wo sie zusammen den Fuß auf das Pflaster der Straße des bons-Enfants setzten.

Jules schritt eilig in der Richtung der Straße

Neuve-des-petits-Champs weiter und d'Entragues folgte ihm.

So gingen sie einige Minuten, ohne ein einziges Wort auszusprechen. Plötzlich blieb der Dictator der Landsknechtritter an einem von einer Gasflamme hell erleuchteten Orte stehen.

Jules folgte seinem Beispiele.

„Mein Herr Vicomte," sagte der Erstere, die Arme über der Brust gekreuzt, in einer unverschämten Stellung.

„Mein Herr! . . ." antwortete Nodèsmes.

„Wenn ich nicht irre, sagten Sie soeben, daß Sie die Absicht hätten, mich zu tödten."

„Ich sagte es."

„Ist das Ihr fester Entschluß?"

„Ohne Zweifel."

„Von dem Sie nichts zurückbringen wird?"

„Nein."

„Ich begreife, daß Ihnen die Sache ganz einfach vorkommt; da dies jedoch bei mir nicht der Fall ist, wollen Sie die Güte haben, mir eine Frage zu erlauben?"

„Fragen Sie."

„Und werden Sie antworten?"

„Vielleicht."

„Wie wollen Sie mich tödten?"

„Im Duell."

„Ah! aber der Ausgang eines Duells ist stets zweifelhaft und Sie scheinen dennoch Ihrer Sache sehr gewiß.“

„Weil ich auf die Gerechtigkeit Gottes vertraue.“

„Sehr gut und sehr schön! auf mein Ehrenwort! pathetisch! Und wenn beabsichtigen Sie, mich zu tödten?“

„Mit Tagesanbruch.“

„Wo?“

„Das ist mir ganz gleichgiltig.“

„Und wohin werden wir jetzt gehen?“

„Zu Ihnen.“

„Zu mir?“

„Ja.“

„Weshalb?“

„Um Waffen zu nehmen und die Nacht mit einander zuzubringen, um sicher zu sein, daß Sie mir nicht entwischen.“

„Mein Herr Vicomte, ich danke Ihnen für die Mittheilungen, welche mir zu machen Sie die Güte hatten, und bin bereit, meine Wohnung zu Ihrer Disposition zu stellen.“

Und die beiden jungen Leute setzten ihren Weg schweigend fort.

Hören wir, welchen Entschluß inzwischen d'Entragues faßte:

Zuerst fragte er sich, wie weit der Vicomte wohl in das Geheimniß seiner Niederträchtigkeiten eingedrun-

gen sei, und beantwortete diese Frage dahin, daß, dem Anschein nach, Nodèsmes nur sehr unvollständige Beweise gegen ihn hatte, und daß also, wenn es möglich wäre, diesen für einige Zeit der Mittel zum Handeln zu berauben, seine Situation noch nicht so verzweifelt sei, als es auf den ersten Anblick geschienen.

Georg, stets unehrlich, beschloß also, sobald sie bei ihm angelangt sein würden, den Vicomte einzuriegeln, die Wache zu requiriren, ihn als einen aus Clichy Entsprungenen anzuzeigen und von Neuem einsperren zu lassen.

Dies war der niederträchtige und schurkische Plan des Grafen d'Entragues, der, Dank dem Himmel, nicht zur Ausführung kommen sollte.

Die Stunde der Rache hatte endlich geschlagen.

In dem Augenblicke, wo die beiden jungen Leute am Thore der Wohnung Georgs anlangten, und der Letztere die Hand an den Klopfer legte, wurde die Thür plötzlich geöffnet und ein Mann von mittlerer Größe, proper, aber mit schlechtem Geschmack und Prätention gekleidet, trat heraus.

Dieser Mann legte grüßend die Hand an seinen auf das rechte Ohr gerückten Hut, trat höflich zur Seite, um die Neuangekommenen passiren zu lassen und wollte sich eben entfernen, als plötzlich sein Blick auf das Gesicht des Grafen d'Entragues fiel.

Die Wirkung dieses Blickes war zauberhaft.

Der Unbekannte kehrte wieder um, schloß die Pforte, die Nodêsmes offen gelassen hatte, sprang dann auf Georg zu, den er an der Schleife seiner Cravatte ergriff, heftig gegen die Mauer stieß und ausrief:

„Tausend Millionen Donnerwetter! Habe ich Dich endlich, Du Hallunke, Du Unglücks=Particulier!“

„Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir? Werden Sie mich loslassen?“ murmelte d'Entragues mit keuchender Stimme und fast erstickt unter dem festen Griff seines Gegners, der die Cravatte immer fester zusammenzog.

„Dich loslassen, mein Bursche?“ antwortete von Neuem die Personage mit unnachahmlichem Accent. „Dich loslassen! Sieh' mich doch einmal ein Viertels=augenblickchen an, betrachte mein Gesicht:

„Spiegle in den meinen, Deine Augen!“

und Du wirst mir nicht noch einmal sagen, daß ich Dich freilassen soll!“

Mit diesen Worten näherte der Unbekannte sein Gesicht dem Georgs, der an allen Gliedern zitterte und eine letzte verzweifelte Anstrengung zu seiner Befreiung machend, ausrief:

„Amor! Es ist Amor!“

Jules wohnte dieser seltsamen Scene bei, ohne sie zu begreifen und ohne sich hineinzumischen, denn er errieth, daß es sich hier ebenfalls um eine Erklärung handle, und d'Entragues wahrscheinlich für eine andere,

ihm unbekannte, verbrecherische Handlung zur Rechenschaft gezogen würde.

Wir wissen, daß er recht rieth.

„Was wollen Sie von mir,“ murmelte d'Entragues, einen Augenblick benutzend, wo die Faust Amors, unseres alten Bekannten, seine Kehle weniger fest zusammenschnürte, „was wollen Sie von mir?“

„Was ich von Dir will, mein Bürschchen? Man bedarf Deiner dort oben und ich werde Dich sogleich ganz zart dahinauf führen, oder schleifen, oder tragen, wie Du willst; aber hinauf mußt Du steigen.“

Und der Expräsident der Gesellschaft der Nachtigallen führte seinen Gefangenen bis in den Hof und deutete auf die noch erleuchteten Fenster des Generals Carol.

„Niemals! niemals!“ sagte d'Entragues, von einem furchtbaren und unwiderstehlichem Schrecken ergriffen.

„Das werden wir sehen,“ entgegnete Amor, sich der Cravatte Georgs wie eines Tourniquets bedienend und ihn halb erwürgt bis zur Treppe ziehend.

Die drei Personen (denn der Vicomte, im höchsten Grade interessirt, wie ein Zuschauer, der dem letzten Akte eines Drama beiwohnt, hatte sich nicht entfernt) gelangten vor der Wohnung des Generals an und Amor zog heftig die Glocke.

Ein Diener öffnete.

„Ich bin es noch einmal, Pierre,“ sagte Amor, „aber ich bringe Jemand mit, den man dort oben zu sehen nicht böse sein wird. Hilf mir ein wenig, diesen Particulier hier in den Salon zu bringen, denn er sträubt sich wie ein Höllenteufel.“

Der Kammerdiener reichte Amor die Hand und d'Entragues, in ohnmächtiger Wuth, wurde gezwungen, seinen Wächtern zu folgen.

Der Salon, in welchen d'Entragues geführt wurde, bot nicht eben einen seltsamen, aber dennoch für einen so betheiligten Zuschauer, wie Jules, einen furchtbaren Anblick.

Neben einem runden Tische, in der Mitte des Salons, auf dem ein silberner Candelaber mit vier Kerzen stand, saß oder lag vielmehr der General Carol in einem tiefen Fauteuil.

Unsere Leser haben ohne Zweifel nicht vergessen, daß der General nach seiner Verwundung durch Georg in einen Zustand vollkommener Unzurechnungsfähigkeit verfallen war.

Seit dieser Zeit hatte sich mit der geistigen, eine physische Veränderung geltend gemacht.

Es war keine Spur mehr von dem noch kraftvollen und wohlconservirten Manne übrig geblieben, dem Manne mit dem Corset und dem gefärbten Barte. Der General war ein Greis im vollen Sinne des Wortes geworden, ein kraftloser, hinfälliger Greis.

Seine weißen Haare waren lang geworden und fielen in ungeordneten Strähnen um seine Stirn.

Eine vollständige Atonie hatte das lebhafte Feuer seiner Augen verlöscht.

Sein Haupt hing träge auf seiner Brust und das traurige und häßliche Lächeln des Stumpfsinnes schwebte um seine Lippen.

Neben dieser lebenden Ruine saß Perdita, bleich, aber schöner als je. Sie arbeitete an einer Stickerei und warf von Zeit zu Zeit einen zärtlichen Blick auf den General.

Sie zuckte convulsivisch beim Tone der Glocke und dem Geräusch der Ankunft d'Entragues' im Vorzimmer zusammen.

Der General rührte sich nicht und schien nichts zu hören.

Die Thür des Salons wurde geöffnet und zum ersten Male seit den Scenen in der Oper und in dem kleinen Hause am Wege nach Vincennes, standen sich Bruder und Schwester, der Henker und sein Opfer, wieder gegenüber.

Perdita erhob sich verwundert beim Anblick d'Entragues', der, bleich wie der Tod, von den beiden Männern gehalten wurde.

„Geben Sie Acht, Madame!“ rief Amor, der die Bewegung der jungen Frau bemerkte, „Môsieu, hier ist der Particulier, der uns zu der kleinen Expedition nach

Vincennes angeworben hatte und den ich das Vergnügen habe, Ihnen jetzt vorzustellen."

„Er!" flüsterte Perdita, schaudernd einen Schritt zurücktretend.

„Er selbst," antwortete Amor. „Er ist der schmucke Junge, der Sie eingesperrt hatte, und ich habe ihn hierher geführt, damit er Ihnen sage, weshalb? erklären Sie sich also ein wenig mit einander, während ich mich einer anderen Operation überlassen will."

Und Amor, sich der jungen Frau nähernd, sagte ihr leise einige Worte, verließ den Salon und schloß die Thür doppelt hinter sich zu.

Perdita ging zwei Schritte auf d'Entragues zu, und sagte mit bewegter Stimme:

„Sie haben die Anklage dieses Mannes gehört, mein Herr . . . was haben Sie zu antworten?"

„Nichts," antwortete Georg mit Aplomb. „Nichts, als daß ich in einen infamen Hinterhalt gefallen bin, als dessen Mitschuldige ich Sie anklagen werde."

„Ja! ja! es ist er," rief Perdita lebhaft, als d'Entragues diese letzte Phrase beendet hatte. „Es ist dieselbe Stimme, die mir in lügnerischen Worten meine Mutter versprach! O, ich erkenne Sie wieder! Ich erkenne Sie wieder! Sie sind der Palikare vom Balle der Oper."

„Sie sind der Palikare vom Balle der Oper!" wiederholte, wie ein Echo, die Stimme des Ge-

nerals, dessen Stirn sich erhob, dessen Auge seinen alten Glanz wieder gewann und der sich, auf den Arm seines Fauteuils gestützt, drohend erhob.

Eins der Phänomene, welche die Wissenschaft nur in langen Zwischenräumen in ihre Annalen einzeichnet, war im Gehirn des Greises vorgegangen. Eine heftige und gewaltige Erschütterung hatte den Stumpfsinn verjagt und die Leuchte des Verstandes wieder angezündet.

Georg erbleichte, als ob ein Leichnam auferstanden wäre, ihn anzuklagen.

Perdita schien, athemlos und überrascht, an ein Wunder zu glauben.

Aber der General hatte sich ganz erhoben, schritt mit ziemlich unsicherem Schritte auf seinen Waffenhalter zu, nahm zwei Degen, deren einen er Georg reichte, und sagte:

„Jetzt wir Beide, mein Herr! Wir wollen doch sehen, ob der Himmel immer ungerecht ist, ob Sie immer Sieger bleiben werden.“

„Mein Freund! mein Freund!“ rief Perdita, in diesem Augenblicke auf den General zueilend und ihn mit ihren Armen umfassend. „Keinen Degen, mein Freund, kein Duell! Bestehlen Sie den Procurator des Königs nicht!“

„Den Procurator des Königs!“ rief Georg, den schon ergriffenen Degen zur Erde fallen lassend.

„In fünf Minuten,“ antwortete die junge Frau

mit verächtlicher Stimme, „in fünf Minuten werden Sie in den Händen der Gerechtigkeit sein: man holt schon die Wache!“

„Die Justiz! die Wache!“ rief Georg, dessen Kopf zu schwindeln begann. „Wissen Sie wohl, daß dies die Galeere ist?“

„Ich weiß es, und Sie haben es reichlich verdient.“

„Aber das ist unmöglich . . . das ist unmöglich!“

Und der junge Mann stürzte sich gegen die Thür und versuchte sie zu erbrechen.

Sie war durch Amor von Außen verschlossen und widerstand allen seinen Anstrengungen.

„Das Loos ist geworfen,“ sagte dann d'Entragues kalt, in die Mitte des Zimmers zurückkehrend; „Sie haben mich angezeigt und nichts kann mich retten!“

„Nichts in der Welt!“

„Dann,“ fügte Georg, mit einem unheimlichen Lächeln sich Perdita nähernd, hinzu: „Dann geben wir uns die Hand, meine Schwester, Prostituirte und Galeerensklave, wir schließen würdig die Familie der Grafen von d'Entragues!“

„Was sagen Sie, was sagen Sie! Ich . . . Ihre Schwester!“ rief die junge Frau.

„Sehen Sie hier,“ sagte Georg, seinen Handschuh abreißend und ihr den goldenen Siegelring zeigend, den er am Finger trug. „Dieses Wappen ist das meinige, das Ihrige, das des Petschafts, das ich verschwinden

ließ. Sie sind Marie d'Entragues, Sie sind meine Schwester, und ich wollte Sie verderben, weil ich seit langer Zeit Ihren Antheil an unserm Vermögen verschwendete. Heute können Sie sich rächen; Sie haben es gethan, es ist gut. Bravo, meine Schwester!"

In diesem Augenblicke vernahm man den gemessen Schritt der Wache im Vorzimmer.

„Mein Bruder! retten Sie sich! retten Sie sich!"

„Sie wollen mich retten! Sie sind besser als ich! Dank, meine Schwester, Dank und Verzeihung! Flucht ist unmöglich, und wozu sollte sie auch nützen? Aber ein d'Entragues geht nicht auf die Galeere . . . . Also! Adieu!"

Und Georg, eine der Pistolen aus der Tasche ziehend, mit denen er Salomon einzuschüchtern versucht hatte, setzte sie an seine Schläfe und gab in dem Augenblicke Feuer, wo die Thür geöffnet wurde.

Perdita sank, einen schmerzlichen Schrei ausstoßend, neben ihm auf die Knie.

„Adieu! . . . ." murmelte er, „adieu! . . . . bete für mich."

Epilog.

Noch einige Worte über das Schicksal der verschiedenen Personen dieser langen Geschichte nach dem Tode Georgs.

Die gute Kanonissin starb an demselben Tage, wie ihr Neffe, glücklich, nichts von dem tragischen Ende und dem schändlichen Leben desselben erfahren zu haben. Salomon gab dem Vicomte die Wechsel am andern Tage zurück und machte sich durch die Güter Georgs bezahlt, an denen Perdita keine Ansprüche geltend machte.

Heute wohnt Salomon, dessen Vermögen sich mit jedem Tage vermehrt, in Dijon, Saint-Pierre, Nr. * * *.

Perdita hat den General Carol geheirathet. Dieser scheint sich zu verjüngen und seine junge Frau führt sich bewunderungswürdig mit ihm.

Nodèsmes, in die Normandie zurückgekehrt, hat Mazagran eine jährliche Pension von tausend Thalern

ausgesetzt, die, im Verein mit den Spenden ihrer zahlreichen Liebhaber, der hübschen Lorette eine sehr comfortable Existenz verschaffen.

Man spricht von der bevorstehenden Vermählung des jungen Vicomte mit Demoiselle Esther von Choisy.

Der Herr von Choisy, ihr Vater, hat vor Kurzem die Titel, die er hätte verlangen können, auf dem Altar des Vaterlandes zum Opfer gebracht, und sich, wie man sagt, wie ein Republikaner vom reinsten Blut in der National-Versammlung niedergelassen.

Amor, der, Dank der Freigebigkeit des Generals und Perdita's, in anständiger Behaglichkeit lebte, wurde am 24. Februar beim Angriff der Post von Château d'Eau getödtet.

Nach der Abnahme der Siegel in der Wohnung Georgs fand man das Testament, welches zu Gunsten des Baron Aymeric Croisé de la Croisette über das Ameublement der Wohnung verfügte. Er wurde sogleich in den Besitz desselben gesetzt.

Die Ritter vom Landsknecht erfuhren dann mit großem Schmerz und tugendhafter Entrüstung, daß die Bankbillets verschwunden und sie von ihrem Dictator schmählig hintergangen worden waren.

Zum Ersatz fand der Baron in einem der Fächer des Secretairs ein dickes, versiegeltes Packet mit der Aufschrift:

„An den Herrn Herzog von Sandoval.“

Der Herr Baron Croisette beeilte sich, das Packet an seine Adresse zu befördern, und so gelangte natürlich das Manuscipt Danaëns in die Hände ihres Gemahls, der, die Leichtfertigkeiten seiner Hälfte denn doch etwas zu übertrieben findend, sie sofort aus seinem Hause verwies.

Danaë kehrte nach Paris zurück, warf sich in den Strudel einer zweideutigen Gesellschaft und wurde endlich die Geliebte des Starosten Lublinitzki, der sie nach Polen führte, sie tüchtig schlug, aber auf großem Fuß leben ließ.

Die Gesellschaft der Landsknechtritter hat sich aufgelös't; aber die einzelnen Mitglieder des Ordens fahren fort, für eigene Rechnung Bouillotte und Baccaret zu spielen.

Sie können sie an jedem Abend in den besseren Salons antreffen.

Einige von ihnen scheinen nicht übel Lust zu haben, politische Männer zu werden, und würden nicht abgeneigt sein, sich an die Spitze einer communistischen Verbindung zu stellen.

Uns würde das nicht in Verwunderung setzen.

Ende des siebenten und letzten Theiles.

Druck der Verlagsbuchdruckerei in Wurzen.